schung Volksuntergang herbeiführt. Er fußte auf dem 11. Hauptstück des Buches „Mein Kampf". Die lebensgesetzliche Erkenntnis, von der der Nationalsozialismus ausgehe, sei das Natürliche der Rasse. — Die germanische Kulturhöhe wegen fehlender steinerner Überlieferungen leugnen zu wollen, ist ein Trugschluß, da ja Germanien keine Stein- sondern eine Holzkultur hatte. Dagegen haben Ausgrabungen und andere Forschungen bewiesen, daß die nordische Rasse von dem germanischen Kerngebiet in weiten Wanderzügen ausstrahlte und überall (in Ägypten und China, in den Mittelmeerländern) Anstoß und Befruchtung zu den uns bekannten Kulturen wurde. Die Germanen bildeten eine dünne Führerschicht, die unterging oder sich langsam mit der geführten Rasse vermischte. Rassenkunde sei der Schlüssel zum Verständnis der Geschichte und somit auch nicht, wie von Ausländern heute hingestellt wird, erst durch die politische Not in Deutschland entstanden. Gobineau hat sich schon 1853 als Franzose auf Grund von Rassenerkenntnissen gegen die Scheinwerte von Gleichheit und Brüderlichkeit gewandt und — wie jetzt aus seinem Nachlaß bekannt wird — auch erkannt, daß alle die großen Kulturtaten, die von Frankreich ausgegangen sind, von nordischer Rasse kamen. Das Beispiel Roms, wo sich das Siegervolk durch rassische Vermischung mit den Besiegten und durch Zerstörung des Bauerntums als natürliche Lebensgrundlage selbst zerschlug, erhärtet die Notwendigkeit der nationalsozialistischen Forderung nach Reinhaltung des Volkes. Die Rasse als Grundlage allen geschichtlichen Geschehens sei nicht aus der Welt zu schaffen und Deutschland habe an der Erneuerung des Rassebewußtseins aller Völker mitzuwirken. Nach Darlegungen über Art, Ausbreitung und Wesen der nordischen Kultur kam der Vortragende zu der Feststellung, daß das Deutsche Volk ein wurzelechtes und kein überschichtetes Volk ist. Besonders eindrucksvoll war die Kennzeichnung nordischer Wesensart, der selbstzufriedene und statische Ruhe fremd ist und die sich ausdrückt im aufbauend Unruhigen, im Kämpferischen.

Der inhaltsreiche und fesselnde Vortrag, der mit reichem und herzlichem Beifall aufgenommen wurde, schloß mit der in Günthers „Ritter, Tod und Teufel" gegebenen Auslegung des „Faust" und der Darlegung der semitischen Züge in Mephisto und der nordischen in Faust; er klang in dem Bekenntnis aus, daß von dem Erkennen des Rassegedankens Tod oder Leben des Abendlandes abhänge. — Auf Veranlassung von Frau E. Kringel sprach Dr. Kadner am folgenden Tage in ähnlicher Weise vor 250 HJ.-Führern.

Ortsgruppen und Arbeitskreise (Zweite Ergänzung zur Liste 1935, S. 31):
Frankfurt a. Main: Friedrich Schrader, Rotlinstr. 21.

Vorträge zur Pfingsttagung 1935. Es sind folgende Vorträge für die diesjährige Hauptversammlung (11. bis 14. 6. in Detmold) angesetzt:
Prof. Dr. Reinerth, Berlin: Pfahlbauten und kultische Höhlen in Süddeutschland. Mit Lichtbildern.
Prof. Dr. H. Wirth, Die Irminsul auf den Externsteinen.
Dr. Otto Huth, Bonn: Die kultischen Roßrennen der Germanen.
Wilhelm Teudt, Detmold: Heidenmauer und Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim.

Berichtigung. In dem Inhaltsverzeichnis für 1934 muß es auf S. VI, Die Fundgrube heißen: Oehler, Raimund (nicht: Oehler, H.).

Nachruf

Am 13. Hornung verschied zu Detmold das langjährige Mitglied des Arbeitsausschusses unserer Vereinigung, der Vorsitzende der Ortsgruppe Detmold,

Herr Oberst a. D. Arwed v. Bescherer.

Er war uns ein treuer Freund und Mitarbeiter, der mit selbstloser Hingebung und in aufopfernder Tätigkeit die unserem Volke dienenden Bestrebungen rastlos gefördert hat.

Wir werden ihm in Dankbarkeit stets ein treues Gedenken bewahren!

Platz. Teudt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1934 3200.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 April / Ostermond Heft 4

Von Wodan und St. Michael zu Dagobert, dem Schutzgeist des Pfälzer Bauerntums

Von Albert Becker, Heidelberg

Nicht nur im Elsaß, sondern auch in vielen Orten der Pfalz und in Rheinhessen, ja sogar in der Saar- und Moselgegend bis nach Trier hinab, lebt im Munde des Volkes als ein Held, den jedermann kennt und von dem, wenn man näher nachfragt, doch niemand so recht etwas weiß, der König Dagobert. Wo auf einsamer Bergeshöhe unter wildem Gestrüpp die spärlichen Ruinen eines längst verfallenen Baues hervorlugen, dessen einstige Erbauer und Bewohner das gegenwärtige Geschlecht nicht mehr kennt, da ist es sicherlich der große Dagobert, der von hier aus einst mit gewaltiger Hand über die Lande herrschte. Wo in einem stillen, friedlichen Tale, weitab von der großen Heerstraße, ein Kirchlein sich erhebt, das wohl selbst manche Stürme überdauert hat, von dessen Gründer aber der Name längst im Strome der Zeiten untergegangen ist, da ehrt die fromme Sage gewiß den alten, guten Dagobert als den ersten Wohltäter des Dörfchens. Wo nur irgendein „Altertum", wie man sich im Elsaß kurz ausdrückt, vorhanden ist, über dessen Ursprung und einstige Bestimmung die Landesgeschichte selbst den Kundigsten in Ungewißheit läßt, da weiß der Volksmund sich leicht zu helfen. „Das stammt aus König Dagoberts Zeiten!" heißt es, und damit glaubt man denn meistens jeder weiteren Frage überhoben zu sein. So tritt uns überall, in Chroniken nicht minder wie in der lebendigen Volkssage, der König Dagobert entgegen: überall ist er der gewaltige Held und der segenspendende Wohltäter zugleich, und ihm wird zugeschrieben und nach ihm wird benannt, was sich in den Gegenden des Oberrheins, besonders aber im unteren Wasgau von gewaltigen Taten und heilsamem Wirken in dem Gedächtnisse des Volkes erhalten hat. Wie hier vom Elsaß und der Pfalz bis zur Mosel die Rede ist, wie hier überall Dagobert der Held der Sage ist, wie er hier Burgen (Marlenheim-Kirchheim, Isenburg, Straßburg-Königshofen, Landeck), Kirchen und Klöster (Straßburger Münster und St. Thomas, Ebersmünster, Surburg bei Hagenau, Haslach, Weißenburg, Speyer Dom und St. German, Worms-Neuhausen, Tholey, Trier St. Peter und St. Maximin und manche andere) erbaut und gegründet haben soll, so soll Dagobert auch der Wohltäter

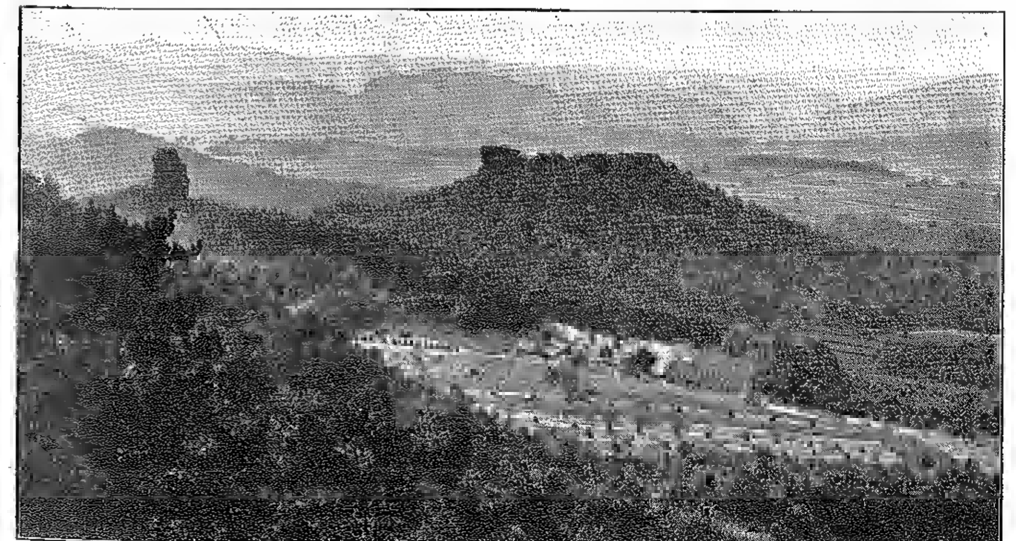
von Mainz gewesen sein.[1] In der Pfalz ist der Name Dagoberts auch an den ersten Speyerer, den sogenannten merowingischen Dom geknüpft, den Dagobert I., der Sohn Chlothars II., um 630 erbaut haben soll.[2] Ich glaube, man darf an dieser urkundlich nicht unmittelbar belegbaren Überlieferung festhalten und auch an die andere Speyer betreffende Kunde erinnern, wonach derselbe König Dagobert vor der Stadt im Süden, wo früher ein Merkurtempel gestanden,[3] die St. Germanskirche eines Benediktinerstiftes erbaut habe.

Diese Speyerer Überlieferung paßt nun durchaus in den Rahmen der gesicherten Tätigkeit König Dagoberts I., der während seiner Regierungszeit nach den gewaltigen Umwälzungen der Völkerwanderung die städtischen und kirchlichen Verhältnisse am Rhein wiederherstellte und uns als erster großer Ordner hier erscheint; vor allem die christliche Kirche, der es unter der Herrschaft der noch heidnischen Alemannen im 5. Jahrhundert schlecht ergangen war,[4] trat nun unter fränkischer Führung von den wiedererstandenen Städten aus ihren Siegeszug an und die Patronate der Heiligen Martin, Remigius und Dionysius weisen den Weg, den diese frühfränkische Christianisierung genommen. Auch in der alten Klingenmünsterer Salvator- und Michaelskirche finden sich Altäre der Heiligen Martin, Remigius und Dionysius, der drei fränkisch-merowingischen Nationalheiligen; ein Altar des Klosters zu Klingenmünster aber war auch dem heiligen Germanus geweiht, den wir schon in Speyer mit seiner Kirche an die Stelle eines vorchristlichen Tempels treten sahen.[5] Auf ein altes fränkisches Patronat weist auch das Dionysius-Gotteshaus von Gleiszellen-Gleishorbach bei Klingenmünster hin, und die Verehrung König Dagoberts, die heute noch von der Burg Landeck ob Klingenmünster ausstrahlt, schließt sich diesem Kreis ein, der noch die Benediktinerabteien von St. Peter zu Weißenburg und Blidenfeld-Klingenmünster umfaßt. Man wird trotz mancher legendenhaften Überlieferung verschütteter Quellen und auf gefälschte Urkunden gegründeter Ansprüche doch nicht an der Tatsache zweifeln dürfen, daß hinter dem Sagenkreis, der sich um König Dagobert windet, geschichtliche Begebenheiten stehen, die zum Teil aus ihrer Wirkung erschlossen werden können. Als der zwanzigjährige Dagobert I. zu Beginn des Jahres 623 auf Drängen der Großen des östlichen fränkischen Reichsgebietes von seinem Vater als Mitregent und König des austrasischen Teilreiches anerkannt wurde, da folgten Jahre der Ruhe und des Friedens, der Sicherheit und Gerechtigkeit; große Gesetzgebungswerke, Gesetzessammlungen und Aufzeichnungen des Rechts der Ripuarier, Alemannen und Bayern verbanden den Namen Dagoberts I. auf immer mit diesen Reformen. Nach fränkischer Sitte zog der König selbst im Lande umher, saß zu Gericht und übte Recht und Gerechtigkeit. Nach des Vaters Tode vereinte Dagobert wieder das ganze Reich in seiner Person, verlor aber bald an persönlicher Bedeutung und erlag am 9. Januar 639 einem ausschweifenden Leben. Da die Nachfolger Dagoberts zu immer größerer Bedeutungslosigkeit herabsanken, erschien Dagobert I. immer noch lange als der letzte glänzende Herrscher, zumal als das tragische Ende seines Enkels, des zweiten Dagobert, und das kurze Leben und Regiment des Schattenkönigs Dagobert III. Anlaß genug waren, die drei Gestalten in eine einzige der Überlieferung zusammenfließen zu lassen. Und dieser

[1] J. H. Albers, König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage^2 (1884). W. Diepenbach in der Heinrich-Schrohe-Festschrift (Mainz 1934); weiteres Schrifttum bei Antes a. a. O. (Anm. 7), sowie D. Häberle, Pfälzische Bibliographie, VI (1928), 246 f.
[2] F. Klimm, Der Kaiserdom zu Speyer (1930) 6 f.
[3] J. von Geissel, Der Kaiserdom zu Speyer^2 (1876) 1. 141.
[4] Vgl. etwa P. Gößler, Die Anfänge des Christentums in Württemberg (Blätter für württembergische Kirchengeschichte. N. F. 36, 1932, 149—187).
[5] Dazu Irma Bühler, Klingenmünsters Frühzeit, o. J. [1930?]. Im allgemeinen K. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III (1925), 233 ff.

eine Dagobert des Volksmundes wurde zum mächtigen, guten und frommen König, der in Sage und Dichtung als Wohltäter seines Volkes weiterlebt, als Stifter von Städten und Klöstern, als der große Schenkgeber wertvollen Waldes und umfassender Waldrechte. Man mag viel von dem, was um Klingenmünster und Burg Landeck, Göcklingen und Frankweiler vom guten König Dagobert erzählt wird, ohne weiteres ins Reich der Sage verweisen, die Überlieferung aber konnte doch nur Wurzel fassen und sich behaupten, wo sie geschichtlichen Grund fand. Und so darf, wo auch scharfsinnige geschichtliche Forschung, die jüngst Theodor Mayer[1] der Frühzeit des Klosters Klingenmünster zugewendet, die letzten Schleier noch nicht hob, recht wohl die Volkskunde als Sachwalterin der Geschichte auftreten, darf die Sage, mit Andreas Heuslers Worten, als das geschichtliche Gewissen des Volkes sprechen. Wenn die Sage die dem Volksempfinden verständliche Form der Rechtsfragen ist, so gibt die sagenhafte Begründung eines Rechtes, eines auffallenden Besitzes, einer Freiheit, einer Schenkung dem germanischen Rechtsempfinden Ausdruck, daß jede Gabe verdient sein muß und eine Schenkung ohne vorausgegangene Leistung etwas Unmögliches ist. So erklärt sich auch die Südpfälzer Sage von der Schenkung des Gemeinschaftswaldes durch König Dagobert als Lohn für die Rettung aus persönlicher Gefahr durch seine treuen Bauern; der Ort aber, der ihn seinen Verfolgern verbarg, ist die in geheimnisvolle Stimmung getauchte und von dem Mythus umwitterte Dagoberthecke bei Frankweiler. Gerade der auf den König Dagobert zurückgeführte Gemeinschaftsbesitz der pfälzischen Haingeraiden und die zähe Verteidigung dieses Besitztitels bis ins 19. Jahrhundert herein läßt die Persönlichkeit des angeblichen Stifters und Schenkers in lebendiger Erinnerung weiterleben.[2] Sage ist dabei wohl, daß König Dagobert die Waldungen seinen treuen Bauern auf ewig geschenkt und diese Schenkung in einem „Testament"[2] begründet habe. Richtig aber und geschichtlich wird sein, daß bei Ordnung der fränkischen Verhältnisse

[1] Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 47, 1933, 137—185.
[2] Im allgemeinen vgl. Eberhard Frh. v. Künßberg, Rechtsgeschichte und Volkskunde (Jahrb. f. hist. Volksk. I, 1925, 118). Zur Geschichte der pfälzischen Haingeraiden K. Antes, Die pfälzischen Haingeraiden (Diss. Freiburg i. B. 1933), mit früherem Schrifttum. Das „Testament" Dagoberts bei Albers a. a. O. 55—60.



Aufn. A. Holzer, Landau

Landschaft bei Klingenmünster (Südpfalz): Heidenschuh und Treitelskopf

durch König Dagobert I. die fränkische Landnahme des vordem herrenlosen Gebietes durch die ersten Siedler späterhin eine königliche Bestätigung fand. Selbst spätere Fälschung von Urkunden, wie sie nicht nur im Bereich der Klöster Klingenmünster und Weißenburg Gewohnheit wurde, kann diesen ältesten geschichtlichen Kern meines Erachtens nicht erschüttern, auch wenn es anderwärts im Rheingebiet, in der Pfalz, im Rheingau, in Hessen und Franken andere ähnliche Einrichtungen gab, bei denen von einer königlichen Stiftung oder Schenkung nicht die Rede ist. Man mag sogar die südpfälzische Dagobertsage ganz auf sich beruhen lassen und wird es doch mit dem alten Schultheißen Eberhard von Rhodt unter Rietburg halten können, der seine Haingeraidebeschreibung vom Jahre 1781 mit den Worten schließt: „Nicht Dagobertus, nicht sonst ein König sind die Stütze, worauf sich lehnet der Besitzstand unserer Geraiden, uns vergnügt die Länge der Zeit; Possession von elfhundert Jahren kann wider alle Unfäll wahren . . ."

Wir wissen heute aus vielen Beispielen, daß volkstümliche Überlieferung die Erinnerung an ein geschichtliches Ereignis durch das Gestrüpp der Sage und Legende hindurch Jahrhunderte treulich bewahrt. Und so darf man auch hier an jene volkskundlich beachtenswerte Örtlichkeit erinnern, die als Dagobertsbusch oder Dagobertshecke bei Frankweiler offenbar den ehemaligen Vorort, die alte Thingstätte der pfälzischen Haingeraiden darstellte. Die umstrittene Frage nach der Örtlichkeit des einstigen Lutramforstes, des Thingplatzes auf dem Stalbühl, der noch heute Flurname ist, kann zwar auch hier nicht entschieden werden.[1] Aber man darf doch annehmen, daß die Wahl des Amtssitzes der Gaugrafen im Lutramforst, so wie dieser von der späteren Speyerer Landvogtei übernommen wurde, selber schon an eine altüberkommene Örtlichkeit anknüpfte. Und das weist hin auf die Dagobertshecke bei Frankweiler am Stalbühl, von dem einige hundert Schritte entfernt, nach dem Geilweilerer Hof zu, die alte Königshecke als heiliger Baum „jahrtausendelang" stand.[2] Unter ihm hatte nach der Überlieferung König Dagobert sich vor seinen Feinden versteckt, und seitdem blieb die Stelle geheiligt bis in unsere Tage. Sie war Symbol der Einheit und Unteilbarkeit der Haingeraiden und an die Dauer und das Bestehen des Busches knüpfte sich das Recht und die Freiheit der Geraidenbauern. Heilig und heilsam war die Kraft, die in ihm wohnte, die Luft, die ihn umwehte, heilsam der Tau seiner Blätter. So weiß August Becker um 1858 zu erzählen. Es ist bezeichnend, wie noch vor rund hundert Jahren, bis eben mit der Auflösung des Gemeinschaftsbesitzes auch die alte Dagobertshecke verfiel, in der Tat Jahrtausende alte Mythenluft den Baum umzitterte, der in Volksglaube, Volkssage, Brauchtum und Volksheilkunde eine unverkennbare Rolle spielte. Ich besitze die Aufzeichnung eines allerdings aufgeklärten Frankweilerer Bürgers, der vor achtzig Jahren aus seinen Erinnerungen um die Dagobertshecke niederschrieb, was er wußte:[3]

„Dagobert, König von Austrasien (oder Klein-Frankreich), der seinen Sitz anfangs in Göcklingen und später zu Landeck bei Klingenmünster hatte, hatte keine Kinder und war sehr wohltätig. Von seinem Vetter, dem Könige von Neustrien (Westfrankreich), welcher ihm feind war, unerwartet überfallen, bekriegt und verfolgt, soll er auf seiner Flucht, als ihm der Feind auf der Heerstraße im Banne von Frankweiler zu nahe gekommen, sich im Distrikt Chattenacker, ca. 70 Schritte südlich an der Heerstraße, in einem Dornbusch versteckt haben, während seine Begleiter davoneilten und den Feind in die Ferne lockten.

[1] H. Schreibmüller, Die Landvogtei im Speiergau (Gymnasialprogramm Kaiserslautern 1905) 30 f. Th. Zink, Pfälzische Flurnamen (1932) 70 f.
[2] So gibt August Becker, Die Pfalz und die Pfälzer[3] (1924), 328 ff. die Überlieferung wieder.
[3] Es ist der auch von August Becker a. a. O. 345 genannte Lehrer Cullmann in Frankweiler (auch Kullmann geschrieben).

Dagobert wurde von seinen Bürgern in Schutz genommen; durch Eilboten benachrichtigt waren bald alle wehrbaren Männer des Vorgebirges versammelt, die sich um ihren geliebten König scharten, dem Feinde in den Rücken fielen und ihrem Herrn den Sieg verschafften.

Dagoberts erstes Anliegen war, seinem Gotte für die wunderbare Errettung zu danken; er zog mit seinen Begleitern in das Gotteshaus (Frühmeß) und wohnte dem Gottesdienst bei. Die Gasse heißt bis auf den heutigen Tag die Königsgasse und der Name Frühmeß, wo das Gotteshaus stand, lebt auch heutigen Tages noch in der Volkssage.

Dorten, wo der König versteckt war, ließ man einen Hagedorn oder Weißdorn wachsen, welcher unter den Schutz der drei Gemeindeverwaltungen von Godramstein, Siebeldingen und Frankweiler gestellt wurde. Die Hecke selbst stand auf dem Frankweilerer Gebiet. Der Dreimärker-Stein, welcher die Feldmarken obiger drei Gemeinden vermarkt, stund an der Hecke.

Dieser Dorn, welcher über 1100 Jahre gestanden sein soll, wuchs zu einem Baume heran, war ca. 2 Fuß dick im Durchmesser; die Höhe des Stammes betrug 7—8 Fuß, die Krone war gleich einem dickgeschlossenen, unbesteigbaren, künstlich zusammengesetzten oder gepflanzten kugelförmigen Dornbusch von ca. 15—18 Fuß Durchmesser.

Die Polizeimaßregeln zur Erhaltung dieses Denkmals waren: Wer die Dagobertshecke abschneidet oder abhackt, soll des Todes sterben; wer einen Ast abhauet, dem soll ein Arm abgehauen werden, und wer eine Wurzel beschädigt, dem soll der Fuß abgenommen werden. Nur die Schultheißen und Gerichte von Frankweiler, Godramstein und Siebeldingen (bei Landau) durften gemeinschaftlich das Ausputzen und Pflanzen besorgen. Die Hecke wurde als heilig und unantastbar erklärt.

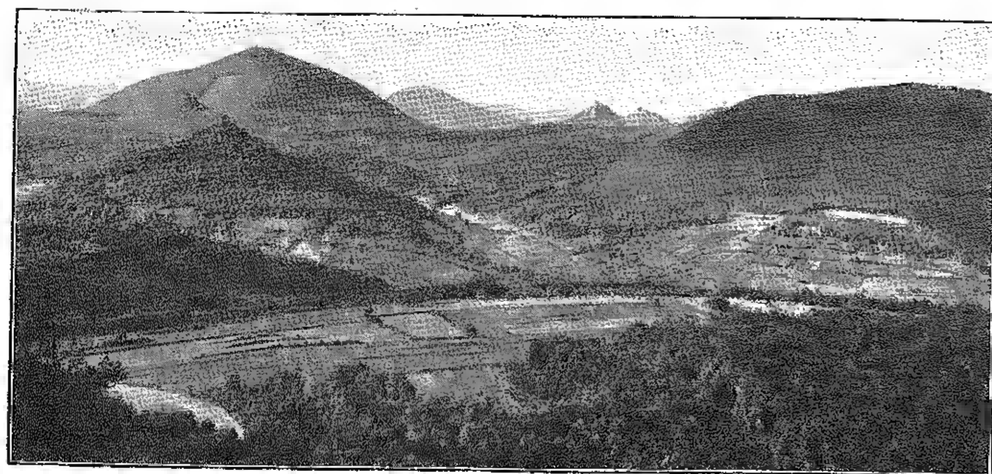
Auf dieses Ereignis hin hätte Dagobertus die Schenkungen der Geraiden und Ganerben an die zu seinem Schutze herbeigeilten Bürger gemacht; deswegen galt die Dagobertshecke (auch Hagedornhecke genannt) nicht allein als Denkmal an Dagoberts Errettung, sondern auch als Symbol der Ein- und Unteilbarkeit der Geraidengemeinschaften, der Jagdfreiheiten auf dem Oberhaingeraiden-Territorium und der Freiheit auf den Geraiden (von den beteiligten Bürgern) zu fischen, Vögel zu fangen usw. Unbeschädigt erhielt sich dieser Weißdorn über 1100 Jahre, den Stürmen Trotz bietend, als Denkmal der Geraidengenossen.

Ferner stand er im Rufe wundertätige Heilkräfte zu besitzen; denn Dagoberts Genius umschwebte ihn. Der Tau seiner Blätter wirkte wohltätig, besonders für Augenübel und Hautkrankheiten usw. Auch bei manchen inneren Beschwerden, bei denen Bewegung erforderlich, wurden die Leidenden dahingezogen, um den Baum dreimal zu umwandeln und nach verrichtetem Gebet beruhigter zurückzukehren. Man sah oft Menschen dorthin wandern, um bei Sonnenaufgang mit dem geheiligten Tau ihre kranken Augen oder sonstiges Übel zu benetzen. Oder oft, um nur den Baum zu umgehen und von seiner Ausdünstung oder seinem Duft zu genießen usw. Ich erinnere mich mehrerer solcher Kuren, und besonders will ich hier eine der wichtigsten erzählen:

Im Jahre 1811 ging ein Mädchen von Godramstein, welches sehr üble Augen hatte, beinahe den ganzen Sommer über jeden Morgen bei Sonnenaufgang unter die Dagobertshecke, um dort seine kranken Augen mit Tau zu waschen und ihr Gebet zu verrichten. Dieses Mädchen wurde vollkommen hergestellt. Ich habe gar oft das Mädchen entweder am Baum oder auf dem Nachhausewege gesehen, denn ich ging jeden Tag denselben Weg in die französische Schule.

Auch erinnere ich mich von mehreren Kuren, die an Kindern und jungen Personen gemacht worden sind, zur Vertreibung der sogenannten dörren oder trockenen Flechten.

Nicht allein den Menschen, sondern auch Tieren sollte hier geholfen werden. Ich selbst sah öfters Pferde dahin führen oder reiten. So erinnere ich mich ganz besonders lebhaft,



Aufn. A. Holzer, Landau

Landschaft bei Klingenmünster (Südpfalz): Trifelsgruppe, Madenburg (rechts)

wie der alte Bürgermeister Decker als Knabe von zirka 17 oder 18 Jahren auf seinem Pferde dahinritt. Dorten hatte er den Baum in einem entfernten Kreis dreimal umritten; mit entblößtem Haupte verrichtete er, nach der Gewohnheit, sein Gebet und ritt wieder nach Hause. Dem Pferde ward geholfen.

Die Hilfesuchenden waren an keine Formalitäten gebunden, denn Dagoberts Genius war allen gleich gut, wes Glaubens er auch war.

Überhaupt diente dieser Ort selbst als Gegenstand der Volkssympathien; denn man fand Eier und Häschen, mit irgendeiner Materie gefüllt, unter dieser Hecke oder Baum, welche als Heilmittel für manche Krankheiten „unbeschraunen" [in heiligem Schweigen] dahingebracht wurden. Den Zigeunern war dieser Platz auch bekannt und diente ihnen zur Ausübung ihrer Sympathien für Krankheiten.

Ich erinnere mich, daß, als die französische Regierung (1797—1814) die Jagdfreiheit aufgehoben hatte, sich eine Rotte Wilderer verbunden hatte, zusammenzuhalten und keiner den anderen zu verraten. Dazu mußte von jedem ein Eid geleistet werden, und zwar an einem Orte, der ihnen am heiligsten galt. Die Versammlung ward also in der Nacht unter der Dagobertshecke gehalten und da der Eid geschworen.

Doch wie alles vergänglich, sollte auch dieses ehrende Denkmal des grauen Altertums (die Dagobertshecke) nicht ewig den Elementen und der Zeit Trotz bieten dürfen: ein furchtbarer Orkan, begleitet von einem Gewitter, hat mit Hilfe eines Donnerschlages im Jahre 1817 dem hochbetagten Baume einen seiner schönsten Äste von der Krone gerissen.

Dieses Ereignis entmutigte die Geraidebauern sehr, ein unbehagliches Gefühl ergriff die meisten, der Glaube an Dagoberts Schutzgeist wankte. Das Symbol der Ein- und Unteilbarkeit der Geraide war angegriffen; ein panischer Schrecken fuhr manchem in die Glieder: der Angriff wird nicht mehr ferne sein.

Und wirklich hat der Vorstand der Stadt Landau am 20. April 1818 die Teilung der Oberhaingeraide beantragt, worauf infolge des französischen Gesetzes, allen Widersprüchen der Geraidebauern der Landgemeinden ungeachtet, die Auflösung der Gemeinschaft und die Teilung der Oberhaingeraiden durch einen Spruch des Königlichen Bezirksgerichts zu Landau vom 25. Juli 1822 verordnet wurde.

Es wurde appelliert, und solange der Dagobertsbaum noch stand, lebten die meisten noch in der Hoffnung. Allein auch die letzte Hoffnung sollte sinken: im Jahre 1823 führte ein Donnerschlag in Begleitung eines außerordentlichen Sturmes seinen letzten

Streich auf das ehrwürdige Symbol aus, indem diese die Krone vollends vom Stumpf rissen und den Stamm spalteten.

Der Spruch des Bezirksgerichts wurde bestätigt. Die Teilung der Oberhaingeraiden am 25. Dezember 1825 von der Kgl. Regierung der Pfalz vollzogen, die Gemeinschaft aufgelöst und jedem sein Teil zugewiesen.

Jetzt, seitdem der wunderbare Baum dem Volke entrissen ist, soll frisches Wasser und Bewegung im Freien dieselben Kuren machen; doch diese Mittel helfen nicht so gut, weil dort der gute Glauben gar viel zu den Kuren beitrug und mehr zur Ausdauer und innerer Beruhigung anspornte. Das ist, was ich von der Dagobertshecke weiß oder von Hörensagen mitteilen kann."

Heute, wo Ausgrabungen an Stätten alter Überlieferung und Verehrung wie den Externsteinen, dem Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim, dem Vogelherd Heinrichs I. bei Pöhlde die Zähigkeit und Richtigkeit der Volksüberlieferung wieder beweisen, darf man auch von der Überlieferung um die alte Dagobertshecke aus Schlüsse nach rückwärts in die Vorzeit ziehen und an den geschichtlichen Kern der Überlieferung glauben. In einer jüngst erschienenen Festschrift, die dem Mainzer Heimatforscher Heinrich Schrohe gilt, hat der Mainzer Bibliothekar W. Diepenbach die Mainzer Dagobertüberlieferung ins Reich der Sage verwiesen und bestritten, daß sich in Mainz je eine merowingische oder auch karolingische Königspfalz befunden habe. Ich möchte mit Rudolf Kraft[1] an der Annahme festhalten, daß Dagobert I., wie in Speyer und wie in Worms-Neuhausen, wo er zu Ehren des heiligen Dionysius eine Basilika und eine Pfalz erbaute, auch in Mainz einen festen Sitz hatte. In der pfälzischen Nachbarschaft von Worms, zumal in Speyer und Klingenmünster, haben wir jedenfalls keinen Grund an dem geschichtlichen Kern der Dagobertsage um Landeck und sein einstiges Münster zu zweifeln. Und so darf mit einem gewissen Anspruch auf geschichtlichen Wert auch weiterhin die Kunde von dem guten König Dagobert erklingen, wie sie in seinem Epos Jung Friedel, der Spielmann (1854) der treue Sohn des kleinen Dagobertreiches August Becker in Verse brachte:

Zu Landeck auf der Feste saß König Dagobert,
auf seinem Haupt die Krone, in seiner Hand das Schwert,
in seinem Blick die Strenge, in seinem Mund das Recht:
so harret seinem Urteil das fränkische Geschlecht.

Und mitten in der Mannen stolz-ritterlichen Kreis
trat dort herein ein Bauer, mit Locken silberweiß;
doch stark sind seine Arme, und jung ist noch sein Herz,
und frisch sind seine Augen und frisch sein Weh und Schmerz.

„Du hast den Arm erhoben!" hub streng der König an,
„gen meiner Ritter einen in Frevelmut und Wahn!
Das sollst du, Alter, büßen, was du dich unterstanden:
die Edeln soll man ehren in allen meinen Landen!"

„Ich hab' den Arm erhoben, Herr König, das ist wahr,
weil ich des Kindes Ehre gesehen in Gefahr,
weil mir der Herren einer die Tochter wollte rauben,
und daß ich tat ein Übel, das möcht ich nimmer glauben!"

Das sprach der greise Bauer, die Herren blickten wild,
der König aber neigte sich zu dem Alten mild:
„Und was du nicht willst glauben, das ist auch nimmer gut!
Geh heim, du treuer Vater, du wackres Bauernblut!"

*

[1] Rudolf Kraft, Das Reichsgut im Wormsgau (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte XVI, 1934) 207.

Zu Landeck auf dem Schlosse saß König Dagobert,
auf seinem Haupt den Schlachthelm, in seiner Hand das Schwert;
die Ritter und die Herren die stürmen wild heran,
den König heut zu beugen in ihrem stolzen Wahn.

Und um den alten Herrscher steht treu die Bauernschaft,
steht da in alter Treue, in alter deutscher Kraft.
Manch stolzer Herrenschädel ward da im Nu gespalten;
die Bauern stark und edel, die starben für den Alten.

Das Tor ist eingebrochen, das Dach erglüht im Brand,
es beben alle Mauern, es bebet jede Wand;
da trat hervor zum König derselbe Bauerngreis:
„Herr König, laßt euch retten auf Wegen, die ich weiß!"

Er hat ihn wohl geführet durch Wälder hoch und dicht,
und ob man ihm nachspüret — den König fand man nicht;
er schlief gar wohl geborgen bei seinem Bauern dort.
Bald kam ein schöner Morgen, da zog der König fort.

*

Zu Landeck auf dem Throne saß König Dagobert,
auf seinem Haupt die Krone, in seiner Hand das Schwert.
In seinem Blicke Milde, in seinem Mund das Recht,
so harret seinem Urteil das fränkische Geschlecht.

„Ihr lieben, treuen Bauern, ihr seid das beste Blut!
Zu allen meinen Ehren hob mich nur euer Mut.
Drum sollt ihr in mir sehen stets einen gütigen Herrn,
und was ich euch kann geben, geb ich als Vater gern."

Der König sprach's, die Schreiber. die schreiben's treulich auf:
„Vom Hagenauer Forste zum Donnersberg hinauf
sei euch und euren Erben für Ewigkeit geschenkt
der Wald, wo ich geboren, damit ihr mein gedenkt!"

Viel Fürsten sind gestorben am Rheine seit der Zeit,
man hat ihr Grab mit Wasser, mit Tränen nicht geweiht.
Ein einziger bleibet ewig den Pfälzer Bauern wert:
Das ist der gute König, der alte Dagobert.

*

Man hat in Mainz an eine Wiederbelebung der Dagobertlegende durch Napoleon I. gedacht und sie unter dem Gesichtswinkel französischer politischer Werbung sehen wollen. Für die Pfalz gilt dieser Gesichtspunkt, wenn er überhaupt Geltung hat, sicher nicht; hier war die Dagobertsage noch früher zu Hause als in Mainz und wohl seit alters bodenständig; gerade das volkskundliche Überlieferungsgut aber bestärkt uns in dieser Ansicht. Es scheint so zu sein, daß nicht erst die Legende den großen, guten König schuf, sondern daß umgekehrt durch die geschichtliche Bedeutung des Königs die Überlieferung in Glaube und Brauchtum genährt und gestützt wurde. Wir brauchen in der Überlieferung der pfälzischen Haingeraiden, in ihrer Sinngebung und ihrem Brauch gewiß nichts Besonderes und Einzigartiges zu sehen, aber die Frische, Lebendigkeit und Zähigkeit der Überlieferung gibt unserer pfälzischen Dagobertlegende doch ein Recht auf besondere Beachtung und Wertung.

Mich wundert darum, daß man in einer Zeit, die so manche alte Zusammenhänge in neuem Lichte sieht, noch nicht wieder auch dieses Vorstellungskreises gedachte, der Klin-

genmünster und seine Umwelt in einen neuen Zusammenhang rückt; der die Stätte dieser Überlieferungen auf die Ebene der obengenannten namhaften Kultstätten verlegen könnte: es lohnte sich heute daran zu erinnern, daß man schon vor Jahren in den Berghöhen um Klingenmünster die Stätte eines germanischen Höhenheiligtums erkennen wollte. Wir empfehlen die Nachprüfung solcher Vermutungen der neuausgerichteten germanischen Vorgeschichtsforschung. Von der Volkskunde her darf jedenfalls solcherlei Annahme durch Hinweis auf Sagenzüge gestützt werden, die sich in der kirchengeschichtlichen Überlieferung verankert sehen. Wenn König Dagobert nach dem Volksglauben in und um Wollmesheim bei Landau in seinem mit Geißböcken bespannten Wagen von Göcklingen aus im Gewittersturm gen Landau durch die Lüfte fährt, so denkt man dabei sofort an Donar, den auch hier, nicht nur um den Donarsberg, den Donnersberg verehrten Wettergott, der an die Seite Wodans tritt. Und wie man in der Gegend von Westheim einen Ewige-Fuhrmanns-Weg kennt, den nach der Sage der Ewige Fuhrmann, also wohl wieder Donar oder Wodan allnächtlich zieht [1], so kleidet sich die gleiche gerade rechts und links am Oberrhein verehrte Gottheit Wodan—Merkur in die Gestalt des geschichtlichen Königs Dagobert. Damit aber tritt Dagobert neben andere geschichtliche Persönlichkeiten des Oberrheins, wie Franz von Sickingen, den Odenwaldritter von Rodenstein, den Wasgaumannen Lindenschmid, den Saarländer Jägersmann Maltitz und weitere, in denen Züge der Wodangestalt bis heute fortleben [2]. Wodan hören wir wohl auch aus dem Namen des Gutenberges bei Klingenmünster [3] heraus, wie ja auch mancher dort Merkur geweihte römische Stein den germanischen Gott in fremdem Gewande ehrt; einen Merkurtempel löste Dagoberts Germanskirche in Speyer ab, und der neben dem heiligen German in Klingenmünster zunächst verehrte St. Michael ist nicht nur dort der Haupterbe Wodan—Merkurs. In seiner letzten Ausgestaltung nähert sich ja eben das Wesen Wodans in vielem bereits dem christlichen Gottesglauben, der darum um so leichter das Gemüt des Germanen erobern konnte. Und wenn die christlichen Bekehrer, die die überragende Bedeutung der Wodansgestalt wohl kannten, an Wodans Stelle eben den Erzengel Michael treten ließen [4], so war es neben der äußeren allgemeinen Übereinstimmung der beiden Gestalten in ihrem Verhältnis zu Kampf und Sieg besonders die Erkenntnis, daß wesensverwandte Züge Wodan und St. Michael einten. Vielleicht wäre ohne solche innere Beziehung das Christentum nicht so rasch auch germanisches Geistesgut geworden, wie es uns aus des Weißenburger Mönches Otfried Evangelienharmonie gerade an diesen Stätten alter Wodanverehrung, von denen wir sprechen, entgegenklingt.

So erscheint die Gestalt des sagenumsponnenen guten Königs Dagobert in ihrer Klingenmünsterer Prägung religiös-mythisch gegründet und wie bewußt in eine christliche Sphäre und Umwelt gesteigert. War aber diese Form der Verchristlichung etwa geboten, so erscheint auch die Annahme nicht unberechtigt, daß vorchristliche, spätgermanische Götterverehrung in und um Klingenmünster auf seinen Höhen eine besondere Heimstätte gefunden haben mochte. Mich wundert, daß man nicht auch diese wohl geweihten Höhen um Landeck in das vorgeschichtlich-astronomische Liniennetz am Oberrhein schon einbezog, mit dem man in neuerer Zeit so viele Höhen rechts und links vom Rhein mit-

[1] G. Heeger, Die germanische Besiedlung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen (Gymnasialprogramm Landau 1900) 44 f. W. Winkler, Pfälzischer Geschichtsatlas (1935).

[2] Albert Becker, Pfälzer Volkskunde (1925), 129; Th. Lorentzen, Die Sage vom Rodensteiner (1903), 15.

[3] J. Hagen, Burg und Herrschaft Landeck in der Pfalz (1926), 5 ff. G. J. Schreieck, Der Götterhain bei Klingenmünster [1902].

[4] C. Rademacher, Wodan = St. Michael (1934), 69 ff. Im allgemeinen K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I (1913) 269, 274 ff.

einander verband[1]. Es sollte mich freuen, wenn durch diese Ausführungen, so wie es mein Aufsatz über den Brunholdisstuhl und den Gollenstein an dieser Stelle 1933/34 getan, auch für diese südpfälzische Gegend und ihre inhaltreiche Überlieferung weithin neue Teilnahme geweckt und an Ort und Stelle eine Nachprüfung der Fragen mit dem Spaten vorgenommen würde. Das Ergebnis früherer Untersuchungen, das in gegnerischen Erörterungen erstickte, könnte heute wohl in neuem Lichte gesehen werden, und möglicherweise die Anlagen auf dem Heidenschuh bei Klingenmünster, die uns an die Heidenmauer bei Bad Dürkheim erinnern, recht verstehen lehren; jede Erkundung geweihter Stätten aus germanischer Vorzeit aber wird Heimat und Volkstum enger aneinanderbinden.

Wie wir hören, finden zur Zeit an den Dagobertstätten Klingenmünster Ausgrabungen statt, und an dem alten Schlössel haben bereits Untersuchungen eingesetzt. Der Aufsatz ist vollkommen unabhängig von dieser Tatsache geschrieben. D. Schriftleitung.

Kaiser Karl und unser völkisches Bewußtsein

Von Dr. J. O. Plaßmann

Drei Herrschern hat die deutsche Geschichte — oder vielmehr die Geschichtsschreibung — den Beinamen des „Großen" gegeben. Auf den ersten Blick scheint es, als wenn der Lorbeer dabei unter einer recht großen Zahl von Anwärtern etwas ungleich verteilt wäre; über weite Räume hinweg gesehen, mag jedoch so etwas wie geschichtlicher Sinn in dieser scheinbar regellosen Verteilung liegen. Hatte der Franke Karl die fränkische Waffenmacht zum bewaffneten Arme der römischen Reichsidee und damit zum Erben unentwirrbarer cäsarisch-papistischer Gedankengänge gemacht, so stellte der große Otto, wenn er auch mit gegebenen Tatsachen rechnen mußte, dieses von seinem Vater auf ganz neuer Grundlage wiedererrichtete Reich doch auf eine so unbezweifelbar deutsche Grundlage, daß diese nie wieder in Frage gestellt werden konnte. Wenn unsere völkische Geistesgeschichte, das heißt die Geschichte unserer wahrhaft deutschen Geistesäußerungen in Sage und Baukunst, einmal wirklich auf ihre Wurzeln hin erforscht ist, wird man erkennen, daß in der ottonischen Zeit eine germanische Renaissance über ganz Oberdeutschland dahingegangen ist, die sogar auf das langobardische Oberitalien ihre Wirkung ausgeübt hat. Erst als diese deutsche Grundlage unter den nachreformatorischen Habsburgern immer mehr dahinschwand, mußte ein neuer „Großer" kommen, der ein neues deutsches Staatsgefühl mit eigenständigem deutschen Inhalt schuf — schaffen mußte, auch wenn er es eigentlich gar nicht wollte.

Noch einem germanischen Herrscher gibt man zuweilen den Ehrennamen des Großen — dem Ostgoten Theoderich, der als Dietrich von Bern der erklärte Liebling des deutschen Volkes geworden ist; ein Mann, dessen dreißigjährige Herrscherzeit in jeder Hinsicht so positiv gewesen ist, daß er endlich zur idealen Gestalt des germanischen Volkskönigs schlechthin werden konnte. Wenn man bedenkt, daß zwischen dem Ende seines Lebens und seiner dichterischen Wiedererstehung im Nibelungenliede ein Zeitraum von 700 Jahren liegt; daß aber im Liede seine menschlichen Züge mit einer an geschichtliche Wirklichkeit grenzenden Lebendigkeit bewahrt worden sind — so wird man begreifen, wie stark das Gefühl des deutschen Volkes für echte menschliche und insbesondere deutsche Werte einst

[1] Keith, Entdeckung vorgeschichtlicher Astronomie am Oberrhein (Die Westmark 1, 1933/34: Völkische Wissenschaft 4. Folge, 98—116, mit Karte). Ich weise auch der Vollständigkeit halber und mit allem Vorbehalt auf Ludwig Schmidts-Selb Untersuchungen zu altpfälzischen Sonnenkalendern hin.

war. Denn wir sind heute vom Dichter des Nibelungenliedes zeitlich ebenso weit entfernt, wie dieser es von dem geschichtlichen Dietrich war — aber um wieviel weiter haben wir uns innerlich von jener Geisteshaltung entfernt; wie wenig ist uns das, was wir als Historie uns angeeignet haben, eine unmittelbar lebendige Wirklichkeit! Und doch lagen zwischen jenem großen Dietrich und dem Dichter die beiden „Großen" Karl und Otto, ohne daß sie auf die Gestalt des Berners irgendwelchen erkennbaren Einfluß ausgeübt hätten. Wohl finden wir in dem Kreise um den Berner Mitstreiter des großen Otto, wie die Markgrafen Gere und Eckewart; aber aus dem ganzen Hofstaat Karls hat keiner den Weg in die Umgebung des großen Ostgoten gefunden. Das kann kein Zufall sein. Wenn Dietrich von Bern in der Sage immer derjenige ist, der Streit und Blutvergießen zwischen deutschen Mannen zu verhindern strebt, so hat die Sage hierin die geschichtliche Wirklichkeit völlig richtig bewahrt. Und das beweist, daß die Anerkennung einer solchen Haltung nicht erst einer angeblich modernen „Mentalität" entspringt, sondern daß sie von jeher dem deutschen Volke etwas Selbstverständliches war. Es widerlegt aber auch die bis zum Überdruß immer und immer wiederholte Behauptung, daß das Gefühl ihrer Gemeinsamkeit den Germanen fremd gewesen sei und ihnen zuerst durch die Römer, dann durch die Kirche, und endlich und endgültig durch den „großen Karl" beigebracht worden sei. Das ist eine jener Behauptungen, die nur von solchen ausgehen können, die grundsätzlich ihr eigenes Volkstum von außen her betrachten. Sollte es den Bruktern entgangen sein, daß die Sueben sozusagen dieselbe Sprache sprachen wie sie selbst und wie die Angrivaren, und daß die Römer sich von ihnen nicht nur durch die Sprache, sondern auch sonst ganz erheblich unterschieden? Und sollte ihnen diese Tatsache ganz gleichgültig gewesen sein? Wer das behauptet, der lese einmal die von Römern geschriebene Geschichte des Bataveraufstandes mit den Reden des Civilis, der seinen Deutschen sagt, daß „bei ihm und seinen Waffen die Götter Germaniens seien". Was bedeutet das anders als ein ausgeprägtes germanisches Nationalgefühl? Oder man lese die Kampfreden, die Arminius mit seinem Bruder wechselte, oder die Ansprachen an seine Mitkämpfer. Gewiß, diese Reden mögen ihnen in der überlieferten Form von den römischen Schriftstellern in den Mund gelegt sein; aber die Römer hätten ihren Gegnern, von deren gelegentlicher Uneinigkeit sie genug wußten, kein ausgesprochenes Nationalgefühl in den Mund gelegt, wenn sie es nicht bei ihnen vorgefunden und oft auch zu ihrem Leidwesen am eigenen Leibe erfahren hätten.

Als Trumpf pflegt man dann die schulmeisterliche Behauptung auszuspielen, daß das Wort „deutsch" doch erst ziemlich spät auftrete, und daß es vor der aktenmäßigen Feststellung einer „lingua theodiska" eben kein deutsches Bewußtsein gegeben hätte. Wobei man es leichthin als bewiesen unterstellt, daß dies „theodisk" zuerst nur die Sprache, und zwar die Volkssprache, und dann erst das Volkstum bezeichnet hätte. Auf den Gedanken, daß „theod" zu allererst nicht irgendein Volk schlechthin, sondern ausschließlich das Germanenvolk bezeichnet haben könnte, kommt man gar nicht — kann man nicht kommen, weil man vom Papier auf das Lebendige schließt, und nicht vom Lebendigen selbst ausgeht. Ebenso gut kann man behaupten, vor dem Turnvater Jahn habe es kein deutsches Volkstum gegeben, denn das Wort sei doch erst durch Jahn geschaffen worden. Das Eigene, vor allem das Eigenvölkische, versteht sich eben zunächst von selbst und bedarf keiner besonderen Bezeichnung. Die Slawen haben zuerst den Deutschen den Namen „Nemec" gegeben, die „Nichtredenden", d. h. die Unverständlichen, und dann erst sich selbst als „Slave", als die verständlich Sprechenden bezeichnet. Aber daß sie ein eigenes Volk waren, dürfte ihnen wohl schon etwas eher aufgegangen sein.

Man sucht nun die Größe des Kaisers Karl auch für das Deutschtum dadurch zu retten, daß man behauptet, er habe durch seine Staatsschöpfung erst ein deutsches Nationalgefühl geschaffen. Mir scheint, man verwechselt hier die Dinge in einer Weise,

die heute noch für gewisse Entgleisungen unseres nationalpolitischen Denkens bezeichnend ist. Ein volkhaftes Nationalgefühl kommt dem Germanen nicht aus einer staatlichen Konstruktion — das ist römisches Staatsgefühl —, sondern aus dem Volkstum; das beweist ja gerade das Beispiel von der „lingua theodiska", aber in anderer Richtung. Dies völkische Gemeinschaftsgefühl aber drückt sich vor allem durch eine seelische Haltung aus, in einer Vorliebe für solche Gestalten, die als vollkommenster Ausdruck des Volkstums empfunden werden — und damit in einer dichterisch gefaßten Persönlichkeitsgestaltung, die allen denen verständlich ist, die zu dieser völkischen Gemeinschaft gehören — aber auch nur diesen. So ist die Dichtung der sicherste Prüfstein für ein völkisches Gemeinschaftsgefühl. Daß aber schon früh ein germanisches Gemeinschaftsgefühl in diesem Sinne vorhanden war, beweist nichts besser als die gotische Sage selbst, die Gemeinbesitz aller germanischen Völker wurde, als von einer gemeinsamen Staatlichkeit keine Rede war; ein Gemeinbesitz, der nicht nur in der Sprache und im Stoff lag, sondern vor allem in der ethischen Haltung, die aber auch nur bei germanischen Hörern vorausgesetzt werden konnte. Der Kampf von Germanen gegen Germanen ist geradezu das tragische Grundmotiv darin; auch dann noch sichtbar, wenn zur Erhöhung des Tragischen aus der Stammesverwandtschaft eine Blutsverwandtschaft gemacht wird. Der Kampf zwischen einem Germanen und einem Nichtgermanen, etwa dem Hunnen Bloedel, ließ schon damals den Hörer menschlich ziemlich gleichgültig, als tragisches Motiv war er an sich nicht wirksam.

Dies germanische Gemeinschaftsgefühl kristallisiert sich aber für fast ein Jahrtausend um eine große geschichtliche Gestalt; und das ist nicht Karl der Große, sondern der große Theoderich, unser Dietrich von Bern. Er ist geradezu das Gestalt gewordene Gemeinschaftsgefühl aller germanischen Völker; selbst der norwegische Schreiber, der zu Beginn des Zwölfhunderts in der Hansestube zu Bergen westfälischen Seefahrern die deutschen Heldengedichte nachschrieb, stellte in den Mittelpunkt aller Helden der Vorzeit Thidrek von Bern, denn auf ihn sind alle irgendwie bezogen. Das entspricht wiederum der geschichtlichen Wirklichkeit, aus der das germanische Volksgewissen das Wesentliche bewahrt hat, denn am Hofe Dietrichs lebte wirklich ein germanisches Gewissen, ein entschiedenes germanisches Gemeinschaftsgefühl. Mehr als einmal hat er gerade dem fränkischen Hofe dieses Gemeinschaftsgefühl eindringlich ins Gedächtnis zurückrufen müssen. Nach der blutigen Niederwerfung der Alamannen durch seinen Schwager Chlodwig nahm er den Rest des Volkes im Alpenlande in seinen Schutz; als die Franken trotz seiner Gegenvorstellungen wieder über die Westgoten hergefallen waren und ihren König getötet hatten, rettete er dem unmündigen Sohne Alarichs wenigstens den Rest seiner gallischen Besitzungen. Solange er herrschte, wußte er Vernichtungskriege zwischen Germanen zu verhindern — offensichtlich aus dem germanischen Gemeinschaftsgefühl heraus, das in ihm lebte. Aber hätte dies Gemeinschaftsgefühl nicht auch in den germanischen Völkern gelebt, wie hätten sie in ihren gemeinsamen Dichtungen gerade diesen geschichtlichen Zug als einen wesentlichen so getreu bewahren können?

Ganz gewiß ist das der tiefere Grund dafür, daß sich um „Thideric de Berne, de quo olim cantabant rustici", tausend Jahre hindurch mehr volkhaftes deutsches Nationalgefühl verdichtet hat, als um alle Taten Karls. Was auch die Volkssage von diesem erzählt, es bleibt durchweg im Bereiche des Anekdotischen, auch dann, wenn es die Gestalt der Rechtsanekdote annimmt; wie ja Kaiser Karl später noch lange dazu herhalten mußte, mit seiner Autorität umstrittene Rechtsansprüche zu decken. Aber auch dafür hat man auf niedersächsischem Boden durchweg lieber den großen Otto gewählt. Die eigentliche Karlssage, soweit sie Heldensage ist, stammt aus Westfranken und ist uns erst durch gelehrte Priester vermittelt worden. Noch heute geht es den jugendlichen Lesern unserer Heldenbücher so, wenn sie auch von den geschichtlichen Voraussetzungen keine

Ahnung haben: neben der erhebenden und menschlich ergreifenden Gestalt des Berners vermag die des Kaisers Karl keine rechten Umrisse zu gewinnen und noch weniger Teilnahme zu erwecken. Die Macht allein tut es eben nicht, und so ist Karl gewissermaßen der gerade Gegenpol zu Dietrich von Bern; und es ist uns unbegreiflich, wie heute noch verdiente Forscher (wie etwa Paul Zaunert) ihn gewissermaßen als Schöpfer des deutschen Nationalgefühles feiern können. Bei der Beurteilung solcher Unwägbarkeiten sollten wir doch mehr auf die Stimme des Volksbewußtseins — das ist die Sage — lauschen, als auf die von Hofhistoriographen. Jenes aber hat einen ganz anderen Heldentypus erkoren, und wenn es Karl wirklich einmal mit diesen Zügen schmückt, so hat es eben den geschichtlichen Karl durch ein Wunschbild oder durch einen Mythos (wie in der Sage vom Untersberg) ersetzt; oft genug geht auch beides ineinander über. Gehen wir die mittelalterlichen Namenlisten durch, so finden wir, daß Bürger, Bauern und Ritter überall die Namen von Dietrich, Hildebrand, Wittich und von anderen Gesellen des Berners führen — nirgendwo aber finden wir Namen aus Karls Kreise; ja der Name Karl selbst kommt nur selten vor. Er ist erst durch die Reichsmystik der staufischen Zeit als Gegengewicht gegen päpstliche Ansprüche wieder hervorgeholt worden; im Volke war er vergessen. Übrigens hatte die auf Barbarossas Betreiben durch einen Gegenpapst vollzogene Heiligsprechung nur diesen Hintergrund, was manchen Mißdeutungen gegenüber betont werden muß. Aber gleichzeitig mit der Erinnerung an Karl hat Barbarossa auch das römische Cäsarenrecht wieder hervorgeholt — und das ist leider sehr bezeichnend.

Die geschichtliche Wirklichkeit stimmt durchaus mit dem Urteil des Volksbewußtseins überein: der ganze Aufbau des fränkischen Reiches zeigt nichts, was irgendwie aus germanischem Gemeinschaftsgefühl hervorgegangen wäre. Und davon läßt sich deutsches Nationalgefühl nicht trennen; denn man kann das Empfinden einer gemeinsamen Volkheit unmöglich aus einem abstrakten Staatsgedanken ableiten wollen. Kaum war denn auch Theoderich tot, da wurde von fränkischer Seite der Vernichtungskrieg gegen die Westgoten wieder aufgenommen, der dann von der anderen Seite her durch die Araber vollendet wurde. Das blühende Thüringerreich wurde zerstört, sein mit Theoderich verwandter König ermordet, ein großer Teil des Landes fiel den Slawen in die Hände; und für die Zukunft war es noch ein Glück, daß die Sachsen sich notgedrungen an dem Raube beteiligen mußten. Wieder hat das Volksbewußtsein das Urteil gesprochen: Iring und Irminfrid, die besiegten Thüringer, finden wir im Nibelungenliede an Dietrichs Seite wieder, nicht aber ihre Besieger.

Als Krönung der fränkischen Politik blieb noch, abgesehen von der Niederwerfung der Sachsen, die Zerstörung des Langobardenreiches übrig; des einzigen germanischen Reiches auf römischem Boden, das zum großen Teil auf volkhafter Siedlung beruhte und daher die Gewähr für seine Dauer in sich trug. Hätte man hier nicht die Autorität des Papstes einsetzen können, so wäre der Versuch vielleicht doch noch gescheitert. So aber kam der schmählichste Kuhhandel zustande, der jemals auf dem Rücken eines edlen germanischen Volkes geschlossen worden ist: der Franke Pippin schenkte dem Papste ein Gebiet in Italien, das ihm nicht gehörte; und der Papst schenkte dem Franken das Langobardenreich, das ihm noch viel weniger gehörte. Mit diesem Bunde der beiden Schwerter war die große Drachensaat des Mittelalters gesät, die so herrlich aufging, daß sie Jahrhunderte hindurch mit langobardischem, fränkischem und deutschem Blute gedüngt werden mußte. Und während das Grabmal des Berners ausgeplündert und er selbst durch die kirchliche Legende zur Hölle geschickt wurde, wurde zu Rom das cäsaro-papistische fränkisch-römische Reich gegründet.

Man lese die Berichte des Langobarden Paulus über die Zerstörung seines Väterreiches und urteile dann, ob dieser christliche Diakon Pippin und seinen Sohn Karl etwa als

christlich-germanische Helden und Vorkämpfer eines imaginären Abendlandes verherrlicht, wie es uns beigebracht worden ist. Wenn bei diesem christlichen Priester das germanische Ehrgefühl überwiegt, so braucht es bei uns nicht vor geschichtlichen Tüfteleien zurückzutreten. Über die geschichtliche Wirklichkeit, die nicht in den Gelehrtenstuben, sondern im lebendigen Volksbewußtsein weiterlebt, hat das Volk sein Urteil längst gesprochen. Wenn es die Deutschheit seiner Helden dabei nicht besonders betont, so nur darum, weil ihm diese Deutschheit selbstverständlich ist.

Man macht uns Niedersachsen wohl den Vorwurf, wir wollten nur deshalb Karl nicht als den großen Deutschen anerkennen, weil wir ihm das Blutgericht von Verden nicht vergessen könnten. Gewiß ist das ein Grund, aber es ist wahrhaftig nicht der einzige. Karl bedeutet die letzte Vollendung des fränkischen Reiches; aber im germanischen und deutschen Sinne bedeutet er keine Vollendung, weder sachlich noch ideell. Er hat nichts germanisch oder deutsch gemacht, was nicht schon vorher germanisch war, wohl aber hat er deutschen Volksboden an mehr als einer Stelle verkürzt. Sein Reichsgedanke wurzelte nicht im Germanischen, wie der des Theoderich. Das wird uns verständlich, wenn wir bedenken, daß das Frankentum bei seiner Ausbreitung in Gallien von Anfang an in ein sehr festgefügtes provinziales Römertum hineingewachsen ist, das in steigendem Maße das germanische Denken durch römisches ersetzte, welches nicht volkhaft, sondern städtisch-juristisch war. Diese Herkunft hat auch Karl nicht verleugnen können. Wenn er selbst vielleicht deutschere Züge trug, als mancher seiner Vorgänger und seiner Nachfahren, so änderte das an der Gesamtrichtung nichts. War er wirklich eine Germane, so führte er als solcher doch einen nichtgermanischen Degen. Das hat erstaunlicherweise sogar Goethe hellseherisch erkannt: „Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm, daß sie gehaßt das Christentum, bis Herrn Carolus' leidigem Degen die edlen Sachsen unterlegen."

Es gibt Wendepunkte in unserer Geschichte, an denen in einer einzelnen Szene eine weltgeschichtliche Entscheidung unmittelbar bildhaft erkennbar wird. Als Cäsar beschrieb, wie er im Jahre 58 vor der Zeitwende auf Rossesrücken mit dem germanischen Volkskönig Ariovist darüber verhandelte, wer für die Zukunft Herr in Gallien sein solle, da hat er mit fast dichterischer Seherkraft einen solchen Wendepunkt gezeichnet. Wessen Nachfolger war nun der Franke — Cäsars oder Ariovists? Wir meinen, er führte den Degen Cäsars, und nicht den des germanischen Volkskönigs. Bald genug nahm er denn auch den Namen seines wahren Vorläufers an. Und wenn er dabei dem Papste die Art der Inszenierung verübelte, so nur deshalb, weil dieser sich damit von vornherein als einen Nebenbuhler auf dem Gebiete des cäsarischen Erbes einführte. Das hat das deutsche Volk lange genug mit seinem Blute ausbaden müssen.

Mißt man Größe an einer langen Reihe von Kriegen und Taten, so wird man dem Carolus Magnus *seine* Größe nicht absprechen können. Aber diese Größe ragt nicht in unsere germanische Welt hinein; ihr ideeller Maßstab liegt anderswo. Deshalb wäre es falsch, wenn wir uns mit den Franzosen in einen Streit um den Besitz ihres Charlemagne einlassen wollten. Er gehört nicht mehr zu uns; wie auch der Normanne Rolf nicht mehr seiner norwegischen Heimat, sondern seiner gallischen Wahlheimat gehört. Mögen die Franzosen ihn immerhin als ihren Großen verehren; sie verehren ja auch den römischen Cäsar und gleichzeitig dessen Gegner Vercingetorix — und merken selbst nicht, wie sie damit ihrer „lateinischen Seele" spotten.

Sollen nun auch wir ihn weiterhin den „Großen" nennen? Man hört zuweilen eine Meinung äußern, die an sich nicht unverständig scheint: er sei nun einmal unter diesem Namen geschichtsläufig geworden, und so möge er in Gottes Namen weiter damit herumlaufen; für unsere innere Einstellung bedeute das ja nichts. Zudem wird der Beiname Magnus durchweg nicht von den Schwertgenossen oder vom Volke verliehen, sondern post festum in der Zelle der Hofhistoriographen; so ist der vom Volke verliehene Ehrenname des „ollen Fritz" gewiß eine wesentlichere Ehrung als der „le Grand" der Geschichtsschreiber. — Die Meinung möchte man hingehen lassen — wenn wir nicht doch mitten in einer entscheidenden Umstellung unseres Kulturbewußtseins ständen. Ob wir es wollen oder nicht — durch das Für und Wider ist der Name zu einem Scheidepunkt der Geister geworden. Aber wie sollen wir ihn nun aus einer längeren Reihe von Karlen herausheben? Wilhelm Teudt pflegt ihn „Karl den Westfranken" zu nennen. Das trifft zu, aber es unterscheidet ihn nicht von anderen westfränkischen Karlen, deren es später noch mehrere gab. Außerdem war Karl ja auch noch Herr über die Ostfranken. Neuerdings pflegt man ihn „Karl den Sachsenschlächter" zu nennen, wobei man das Blutbad von Verden als schlechthin bezeichnend aus der Gesamtheit seiner Taten heraushebt. Das ist leider richtig — aber wir glauben, daß sich diese Bezeichnung, so berechtigt sie ist, nicht durchsetzen und nicht volkstümlich werden kann, da sie nicht dem Stil volkstümlicher Benennungen entspricht. Diese sind oft drastisch genug, aber sie sind durchweg schlicht und unpathetisch. Wir haben in der langen Reihe von Herrschern einen Kahlen, einen Dicken, einen Faulen, einen Kurzbold und sogar einen mit einer gebissenen Wange — das sind alles Bezeichnungen, die auf eine gewisse Vertraulichkeit schließen lassen, auch dann, wenn sie ablehnend gemeint sind; das Pathetische liegt ihnen nicht. Bei den nordischen Völkern ist es ähnlich: sie haben einen Haarschönen, einen Gabelbart und allerdings auch einen Erich Blutaxt — ein Name, der wohl auf Karl passen mag, der sich aber schwerlich entlehnen läßt, da er eben nicht zu Lebzeiten des Trägers entstanden ist.

Sollen wir nicht, wenn wir einen Namen suchen, der unserem heutigen germanischen Bewußtsein entspricht, ohne daß ein Lob oder eine Verurteilung darin liegt, auf den germanischen Brauch zurückgehen, der Gleichnamige dadurch unterscheidet, daß er den Vatersnamen hinzufügt? Zum Unterschied von Olaf dem (sonderbaren) Heiligen nennen die Norweger ihren anderen Olaf Tryggvessohn. Diese Art von Benennung ist auch im Deutschen lange Zeit, bis in die Neuzeit hinein, volksüblich gewesen, wie unsere Hansen, Jansen, Petersen, Berndsen und viele andere beweisen. *Karl Pippinssohn* wäre in diesem Sinne eine unserer Sprachüberlieferung gemäße Bezeichnung; sie kennzeichnet eindeutig eine ganz bestimmte geschichtliche Persönlichkeit. Karls geschichtliche Rolle wird darin noch wesentlicher getroffen, denn in fast all seinen Handlungen war er der Vollender dessen, was sein Vater Pippin begonnen.

Sollten die Franzosen einmal auf den Gedanken kommen, ihren (übrigens auch nicht von gallischem Boden stammenden) Napoleon Bonaparte als den „Großen" zu bezeichnen, was an seinen Leistungen gemessen gewiß nicht unbegründet wäre — würden wir diesen Beinamen übernehmen? Ich glaube kaum. Denn Größe ist bei einem Herrscher nicht etwas für sich Bestehendes, Beziehungsloses; sie muß uns irgendwie verehrungswert sein, und das setzt voraus, daß wir die Größe auf uns beziehen, daß wir selbst innerlich daran größer werden können. Und das können wir an einem Manne, von dem das Blut unserer Ahnen nun einmal nicht abzuwaschen ist, nun und nimmermehr. Seine objektive Größe berührt uns nicht. Es gibt ja auch Historiker, die von Tamerlan dem „Großen" sprechen; diese bemessen die Größe anscheinend nach den Quadratmeilen verwüsteten Landes. Aber im Raume liegt das Erhabene nicht. Nur dort, wo wir einen Herrscher als eine Verkörperung des Heldischen selbst empfinden, schwingt bei uns innerlich etwas mit, auch wenn er zu unserer Volkheit keine Beziehung hat. Das mag etwa bei dem großen Alexander der Fall sein. — Karl Pippinssohn ist für uns eine geschichtliche Persönlichkeit, die nur als solche genommen werden will. Karl der „Große" aber ist ein mit einer Tendenz behaftetes Werturteil, das Widerspruch herausfordert. Denn Karl, der „christliche deutsche Held", ist für uns weder das Urbild des Christen, noch des Deutschen, noch auch des Helden.

Herd- und Hochsäulen im altnordischen Haus als Träger alter germanischer Glaubensvorstellungen

Von Dr.-Ing. Friedrich Saeftel, Heide/Holstein

2. Heilige Hochsäulen im altnordischen, altsächsischen, altalamannischen und altbajuvarischen „Saal".

Die Urtümlichkeit solcher „Hausbäume", die das ganze Dach tragen, können wir am besten alten Heldenliedern und Sagen entnehmen. Greifen wir einige Fälle heraus:

In der Markinskinna, einem der ältesten Berichte über norwegische Königsgeschichten, preist der russische Großfürst Jarisleif (Jaroslav) vor seiner Ehegattin Ingigerd die Pracht seiner neuerrichteten Halle. Ingigerd aber weist demgegenüber auf die Halle ihres Vaters hin, des schwedischen Königs Olaf Haraldson: diese sei noch vorzüglicher, obgleich sie nur auf einer einzigen Säule steht.

Damals, also im Anfang des 11. Jahrhunderts, besaßen schwedische Hallenbauten noch das echte Ans-Dach mit Hochsäulen, und die Beschränkung bei der Errichtung einer Halle auf eine einzige Hochsäule galt anscheinend als höchste Leistung der Baukunst. Das Sparrendach, das auch die letzte Säule entbehrlich machen kann, war damals in Schweden wohl noch nicht ganz in Aufnahme gekommen.

Auch in der Wölsunga-Saga, die vermutlich aber auf eine deutsche Wurzel zurückgeht, findet sich ein Fall, der erwähnt zu werden verdient: Der Saal des Königs Wolse war um einen riesigen, noch lebenden Eichbaum herum gebaut worden.

Im Beowulflied lehnt sich in der Halle Heorot der König Hrodgar bei seinem Dankgebet an den „stapol", unter dem nur die Hauptsäule dieser Halle gemeint sein kann.

War in solchen Hallenbauten nur eine solche Hochsäule verwendet worden, so mußte bei Beschädigungen und Plünderungen der Fall dieser Säule auch den Bruch des von ihr getragenen First-Ans, d. h. des ganzen Firstes, nach sich ziehen. Einen solchen Fall schildert die Erzählung der Hymiskvida (Saem. Edda 12/13).

Die althochdeutschen Glossen Notkers nennen solche Hochsäulen „maganful" (Kraftsäule). Das bajuvarische Gesetz nennt sie „firstful" (Firstsäule) und in der alemannischen Schweiz sind sie mit „hochstod" (Hochständer, altnordisch stödr) bezeichnet. Bayern und die alemannischen Gebiete sind die südlichsten Ausläufer für das noch mit Firstsäulen versehene Ansdach.

Wird bei länger werdendem First der Firstbalken „ans" nicht mehr durch nur eine Säule abgestützt, sondern durch eine Reihe hintereinander in der Längsmittellinie des Hauses stehende Säulen, so haben wir es gleichfalls noch mit einem sehr alten Dach zu tun. In Jütland z. B. und auf den Fünenschen Inseln kamen „Säulen" (ful) vor, die in einer Reihe stehen und mit einem „aas" den Dachfirst tragen, d. h. die auf ihr aufgelegten Enden der Rofen. Das andere Ende der Rofen lag auf einfachen Grassodenwänden auf. Die Säulen selbst standen auf großen Findlingen als Fundament oder waren tief in die Erde eingegraben. Sie waren klobig und schwer, sowie meistens so dick, daß ein Mann Mühe hatte, sie zu umspannen. Der Boden des ganzen Hauses war noch — wie schon zur jüngeren Steinzeit — in die Erde eingesenkt. Und dies „altjütische Säulenhaus" (fulhus) erschien bereits vor 100 Jahren seinen schleswigschen Nachbarn so altertümlich, daß sie mit ihm die Jüten verspotteten und von den „Klobenpfosten in der Wohnstube der Jüten" sprachen. Denn wenn ein solches altes „Einraumhaus" in einzelne Räume unterteilt worden war, ist es tatsächlich nicht zu vermeiden gewesen, daß eine solche Säule auch einmal mitten in die Stube zu stehen kam. Die südlichste Grenze dieses Säulenhauses scheint Dithmarschen gewesen zu sein.

Auch bei den Kelten steht im wallisischen Haus eine Reihe First-Säulen „forck oder gavael" (Gabel), deren oberes Ende eine Astgabel darstellt. In ihr tragen sie den hier ynen bren = Kraftkönig genannten Firstbalken.

Wird ein Haus mit Ansdach breiter, müssen also die Rofen (Dachhölzer) in der Mitte zwischen dem First- und ihrem Wandauflager noch einmal unterstützt werden, so entsteht ein Ansdach mit Seitenänsen. Der Grundriß und Querschnitt durch ein solches

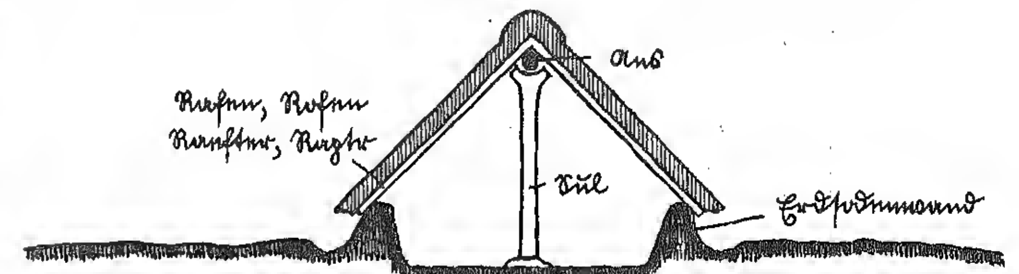


Abb. 4

Haus ist hier gebracht. Ein solches altnordisches Dach finden wir in Skandinavien, Island, bei den Friesen, Alemannen und den Bajuvaren. Der Norden läßt später den Firstans ganz fallen, behält nur die Seitenänse. Er kennt dann also nur noch zwei seitlich der Hausachse stehende Säulenreihen, während die alte Säulenreihe unter seinem First fortfällt. Bayern dagegen behält in seinem „altbajuvarischen Saal" die Firstsäulen noch bei. Bis in die Alpen hinein erstrecken sich die südlichsten Ausläufer des altnordischen Ansdaches.

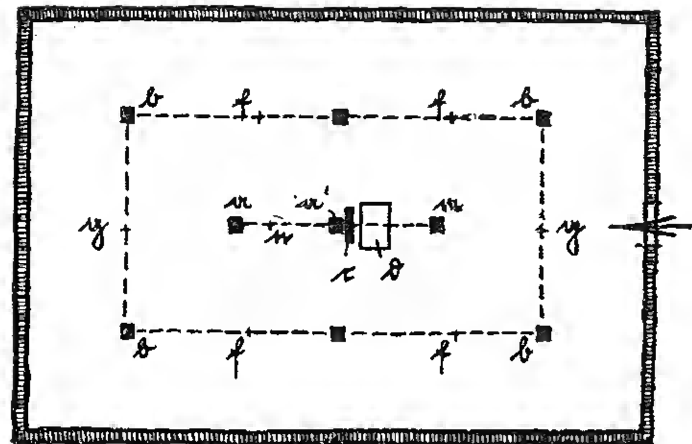
Erst nach der Erarbeitung dieser hausbautechnischen Entwicklungslinie des altnordischen Hauses können die allgemeinen Beziehungen der Hochsäulen zu den Gesetzen und zu den Glaubensvorstellungen jener Zeiten ganz geklärt werden.

Ziehen wir die alten Gesetze und Weistümer heran:

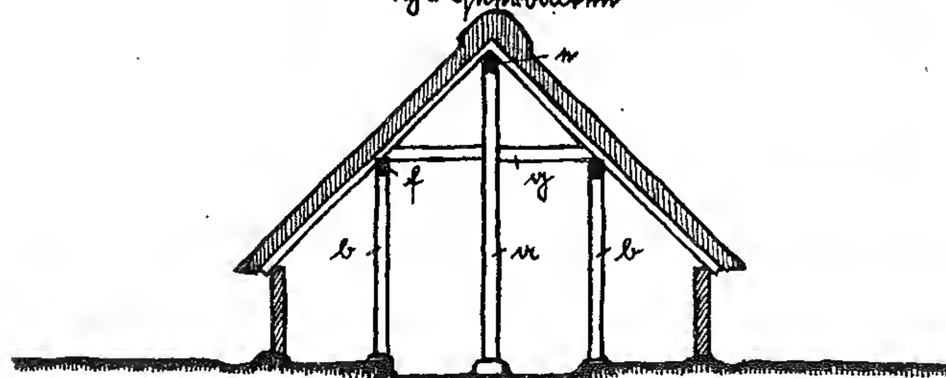
Die lex Alamannorum stammt aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts und ist das erste uns erhaltene Gesetz der germanischen Stämme, das selbst noch bis ins deutsche Altertum zurückreicht. Sie enthält auch Bußansätze für die Brandstiftung an den verschiedenartigsten Gebäuden und legt bei der Vernichtung eines Saalhauses eine größere Buße als bei den anderen Häusern auf. Es war eben das Haus der Hochfreien und lag immer getrennt von den Wirtschaftsgebäuden in einem besonderen Hof. Das ist dieselbe Teilung, wie wir sie vom altnordischen Hof her kennen.

Ergänzt werden die Angaben dieses Gesetzes für uns durch die lex Bajuvariorum, die etwas später als ihre alemannische Schwester abgefaßt ist, sich diese aber als Vorbild in vielen Punkten genommen hat. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß beide auf ein gemeingermanisches Urgesetz zurückgehen, das uns nicht mehr erhalten ist. Das bei den Bußen in diesem Gesetz genannte Haus ist gleichfalls der „Saal" mit Ansdach und Firstbaum. In der Bußhöhe wird der Bruch des Firstbalkens („firstfalli") dem Einsturz des ganzen Gebäudes gleichgerechnet. Nach weiteren Angaben kannte der Saal anscheinend mehrere Firstsäulen, sowie Winkelsäulen (winchilful), deren Bußansatz aber verschieden gewertet ist.

Nicht alle inneren Säulen sind später immer bis auf den Fußboden heruntergeführt worden. Als aus dem Einraumhaus ein unterteiltes Haus entstand, wurden einige Säulen auf innere Trennwände abgesetzt oder auf Querriegeln in Deckenhöhe abgefangen.



Grundriß eines altbajuvarischen „Saales" nach Rhamm
w = Firstsäulen, w' = Hauptfirstsäule mit t = Wilstein und
d = Herd, b = Winkelsäulen, n = Firstbaum, f = Seitenwand
y = Querbalken



Querschnitt hierzu

Abb. 5. Altbajuvarischer Saal, wiedergegeben nach Rhamm.
(Rhamm irrt aber bei der Anzahl der inneren Hochsäulen. Der „Saal" hat nur Winkelsäulen, er kommt aus dem „Viergebinde", d. h. aus dem Vierkant. Die Zwischensäulen in der Reihe der „Winkelsäulen" werden im Gesetz auch nicht genannt.)

Aber an vielen Stellen der alten Gesetze und Weistümer wird nur dort von einer Firstsäule oder vielmehr „der" Firstsäule gesprochen, wo dieselbe noch bis auf den Fußboden des Hauses herunterging. Vielleicht ließ man aber auch nur darum diese eine Säule auf dem Fußboden stehen und wollte sie auch bei Umbauten nicht anrühren, weil sich gerade an diese eine Firstsäule der Begriff „heilig" geknüpft hatte!

Auch Tiroler Weistümer, die aus dem 14. und 16. Jahrhundert stammen und Nordtirol betreffen, behandeln die „firstseul". Ein Weistum aus dem Oberinntal bestimmt: wer ein Haus baut, solle Anspruch haben auf 16 Föhrenstämme und einen Lärchenbaum für die Firstsäule aus dem Gemeindewalde.

Sind so die vorhandenen Hochsäulen je nach ihrer Stellung im Haus und der Eigenart ihrer Belastung unterschiedlich zu werten, so wird es verständlich, wenn nur einige

von ihnen im altnordischen Haus eine gewisse allgemeine Heiligung durch den Schutz der Gesetze erhielten und nur bestimmten Hochsäulen darüberhinaus eine derartige Bedeutung beigemessen war, daß ihnen aus ihrer Bindung an bestimmte Glaubenshandlungen auch selbst eine gewisse Heiligkeit zugesprochen worden ist.

Die erste Firstsäule stand mitten im Herdraum. Auch nach dem Fortfall der ganzen Firstsäulenreihe war unter allen „Vierkanten", die von je 4 seitlichen Hochsäulen gebildet wurden, besanders jenes betont, in dem das Herdfeuer braunte. Der „Saal" war damals ja noch ein „Einraumhaus", kannte also keine inneren Raumunterteilungen. Nur in der Hauslänge gesehen bildeten die beiden Seiten-Säulen-Reihen drei Schiffe. Und das mittelste Langschiff wurde durch je zwei und zwei einander gegenüberstehende Hochsäulen in halbsoviele Abteilungen für das Auge untergeteilt wie Säulen in einer Reihe standen. Diese Abteilungen hießen im Norden stafgolf (Stabgolf), bei den Friesen gulf, sonst Vierkant. Im mittelsten Stabgolf alsa brannte das Feuer auf affener, niedriger Feuerstelle, deren Einfassung nur van einer Reihe hochkantgestellter Steine gebildet war. Dieser Stabgolf führte auch den Namen „ändvegi" (Antweg) und die auf seinen beiden Längsseiten gegen die Seitenschiffe hin liegenden Sitze bildeten die Ehrenplätze des Hauses. Oberhalb des Herdes, aber in der südlichen Dachfläche des ja von Ost nach West gerichteten Hauses, befand sich als Licht- und Rauchabzugsloch die ljóri, es konnte also jeder, der auf der nördlichen Bank im Antweg saß, durch die Ljore „nach der Sonne" sehen. Mithin galt dieser Sitz als noch bevorzugter wie die südliche Sitzreihe auf der gegenüberliegenden Seite vom Antweg. Er war daher dem Hausherrn vorbehalten, ihm gegenüber saß dann die Familie und der Gast.

Die freilodernde Flamme sallte nicht nur den Raum erhellen und erwärmen, sie wurde auch im täglichen Opfer gebraucht. Sa heißt es im Havamal 82 vam Brauchtum: das Bier bei dem Feuer zu trinken und den Trank durch das Zureichen über die Flamme zu weihen. War das Haus einmal von Gästen ganz voll, sa genügte auch das eine Herdfeuer nicht mehr. Es wurden dann im Saal in der ganzen Länge seines Mittelschiffes „Langfeuer" auf dem Lehmfußboden entzündet. Die b e i d e n dem Herd am nächsten stehenden Antweg-Säulen der seitlichen Säulenreihen vertraten in bezug auf eine Bindung an das heilige Herdfeuer d i e frühere Firstsäule. Es waren die in der nördlichen Säulenreihe stehenden Hochsäulen, rechts und links vom Ehrensitz „öndvegi".

Bei den oberdeutschen Stämmen treffen wir nun von der Schweiz an bis zu den Franken noch einen anderen Bestandteil des altnordischen Hauses, der gleichsfalls Bauglied u n d Brauchtumsträger zu gleicher Zeit gewesen ist und ebenfalls wie d i e Firstsäule oder die b e i d e n neben dem Herd stehenden Antweg-Säulen mit dem ganzen Brauchtum um die Feuerstelle eng verknüpft gewesen ist.

In der alten Rechtssprache der Schweiz heißt eine althergebrachte Formel „die Hausär des Wilsteins" oder „Hausär und Wilstein" (ern). Im Altalamannischen ist eren für den Herdraum gesetzt und heut ist eren noch im nördlichen Teil der Schweiz für den gleichen Raum um den Herd anzutreffen. Was war aber der Wilstein? In einer Kasseler Glosse findet sich das lateinische penas (als Singular von penates) mit wihsilstein, wihilstein, wibfilstein wiedergegeben. Die Glosse stammt aus dem Gebiet des oberdeutschen Einraumhauses. Der hier — wie auch bei den lateinischen Penaten — mit dem Hausgott in Zusammenhang gebrachte Stein neben dem Herd (eren) hat seinen Namen von wih = weihen erhalten und wird ursprünglich nur wilstein geheißen haben. Er stand wohl aufrecht neben der Herdstelle und, solange die Firstsäule noch vorhanden war, stand er auch neben ihr. Vielleicht hatte er ursprünglich einmal nur ihr Holz gegen das Herdfeuer schützen sollen! Aus Mittelfranken, also dem bayrischen Einraum-Haus-Gebiet, sagt das Schönfelder Ehehaftsrecht (Grimm, Weis. III 626), daß man bei dem Bau eines Hauses „soll einen wichtstein an die Firstsaul legen". Dieser „gewichtige" Stein

kann nur der „Wilstein" gewesen sein, denn eine besondere konstruktive Stütze aus Stein benötigte die Firstsäule ja nicht.

Auch das im 12. und 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen von Bayern und Franken gebrachte oberdeutsche Haus hat dorthin den Wilstein mitgenommen. Phleps findet ihn dort neben dem offenen Kochherd mit einer urtümlichen, das Brennholz schützenden Steinreihe: „Willestißken, Willestein" (mhd. Wilstein).

Neben dem heiligen Herdfeuer eine heilige Hochsäule und ein heiliger Stein! Das sind Bindungen, die tief in das Brauchtum und die Glaubenswelt unserer Vorfahren hineinblicken lassen. Auch der Wilstein war Symbol geworden und blieb auch dann wohl noch lange neben der Firstsäule stehen, als der Herd aus seiner freien Stellung im mittleren Stabgolf ganz an die Schmalwand, also an die Abschlußwand des ganzen Mittelschiffes, verlegt wurde. Hatten die Firstsäule und er ursprünglich vom Herd her ihre Heiligung erhalten, war alles zu einem sinnvollen, bedeutungsreichen Dreier-Ring noch geschlossen, so ging nach der räumlichen Trennung des Herdes von der Säule und dem Stein der Sinn der Heiligung beider langsam verloren. Das Volk vergaß, wohl nicht zuletzt durch die Zwangschristianisierung und ihre Folgen dazu gebracht, den Sinn uralter Brauchtumsweisheit und ererbter Blutzusammenhänge nach der Urheimat im Norden, dem nordgermanischen Haus hin. So blieb zuletzt wohl nur noch das leere Wissen um die Gewohnheit zurück, daß man die Firstsäule oder die Antwegsäulen als Hochsäulen bis auf den Fußboden herunterführen müsse. Und der heilige „Wilstein" wurde dann zum gewichtigen „Wichtstein".

Wie auch an entlegenen Stellen — dorthin wohl durch Stammeswanderungen verschlagen — die Hochsäule zuletzt vereinsamt und der ihr blutsverwandten Umgebung beraubt wird, sehen wir in Ungarn am Haus der Kumanen. Hier führt die Firstsäule den bezeichnenden Namen „bálvány" (Götze).

Zur gleichen Zeit als in Germanien wohl allgemein schon diese heilige Dreiheit: Herd—Säule—Stein gelöst war, wo also auch die Hochsäule allmählich ihrer Heiligkeit entkleidet wurde und wo bei den Altsachsen die alte Firstsäule höchstens noch als „Kreuzbaum" ein Weiterleben im Niedersachsenhaus voll dunklen, mythisch-mystischen Inhaltes führte, sahen die Nordgermanen noch in den beiden Antwegsäulen ihrer Hallen etwas Geheimnisvolles, Heiliges. Der Geist des Mittelmeeres, der von Tacitus an bis gestern noch uns aufgepropft worden ist, hat nie verstehen können, daß der Norden einen Gottesbegriff sein eigen nannte, der keiner bildlichen Darstellung des Göttlichen bedurfte. Aber er hat es noch weniger verstehen können, daß der Norden zwar keine Götternachbildungen kannte, wohl aber in Vertretung für „das Unbekannte" einen Stein, einen Holzständer, manchmal auch einem Idol eine gewisse Heiligung zusprach. Blick und Verständnis für die Eigen-Art des geistigen Glaubensgutes der Nordgermanen fehlte ganz, darum finden wir auch soviel mißverstandene oder bewußt irreleitende Geschichten und Berichte christlicher Schreiber aus den Zeiten der Zwangschristianisierung. Zum Teil haben sie, um ihren Lesern ihre Geschichten verständlich und glaubhaft zu machen, auch ganz einfach südländische Vorstellungen und Bezeichnungen verwendet, so daß wir doch eine Anzahl Geschichten mit angeblich kultisch verehrten Götterbildern zu besitzen scheinen. Dies Verfahren fand noch in unsern Tagen bei Übersetzern isländischer Sagas eine unglaubliche Fortsetzung. So wird in diesem Verfahren aus einer in der Eyrbyggjasaga erwähnten Hochsitzsäule, in der das Wort „Thor" eingeschnitzt war, in der Übertragung ins Deutsche ein „Holzbild Thors".

Als Odalsbauern um 900 nach der Zeitwende Norwegen zur Landnahme in Island verließen, taten sie es aus dem inneren Drang und Zwang heraus, ihnen und ihren Sippen-Folgern ihr freies Leben auf alter blutbedingter Glaubensgrundlage auch weiterhin zu sichern, nachdem dies in Norwegen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer schwieri-

ger geworden war. Es erschüttert uns selbst, wie der alte Finn dem Zwang der Christianisierung folgend die alte heilige Halle seiner Sippe verschließt, sich aber bittend vom Bekehrer-König Harald Harfagri wenigstens die Erlaubnis erwirkt, die Halle, wenn auch unbenutzt, noch stehen zu lassen (Flateyjarbók I 392). Sein eigener christgewordener Sohn plündert die alte Halle dann aus. Und die Heiligkeit der alten Hallen, insbesondere seiner Hochsäulen, bezeugt die in den Isländischen Sagas vielfach erwähnte Sitte, nach der die Landnehmer ihre alten Hochsitzpfeiler mitnehmen, im Angesicht der Küste von Island dann über Bord werfen, um sich von ihnen dort den neuen Hofplatz und die Stelle der neuen Halle weisen zu lassen, wohin Wind und Wellen und „das Unsichtbare" diese heiligen Säulen an Land trieben.

Die Eyrbyggjasage schildert anschaulich die Tiefe des religiösen Erlebens in einem solchen Fall. Es war Bernhard Kummer, der uns in „Midgards Untergang" die Augen auch für diesen Zug der nordischen Bauern geöffnet hat, und ich folge ihm in der Schilderung der Ausfahrt von Thorolf Mostrarskegg: Er veranstaltet eine große Feier, um seinen Freund Thor um Rat zu fragen, ob er nach Island auswandern oder sich dem eigenmächtigen König Harald Harfagri fügen soll. Das Ergebnis der Befragung weist ihn nach Island. Nun bricht er seine alte Halle ab, nimmt den größten Teil des Holzes nach Island mit, denn dort gibt es wenig Bauholz; dazu auch seine Hausgenossen und Freunde, sowie die lose Habe und etwas Erde unterhalb des Walles, „auf dem Thor gesessen hatte". Im Angesicht der neuen Küste wirft Thorolf die beiden Hochsitzpfeiler über Bord. In einen von ihnen ist „Thor" eingeschnitzt! Bei der feierlichen Handlung des Auswerfens tut Thorolf ein Gelübde, dort in Island Wohnsitz zu nehmen, wo Thor die Pfeiler ans Land kommen lassen werde. Die Pfeiler treiben seltsam schnell an Land, wie von unsichtbarer Hand getrieben, und die Siedler finden sie nach ihrer Landung an einer Landzunge wieder, die sie später Thorneß nennen.

Island läßt, was Kummer überzeugend nachgewiesen hat, einen durchaus geistigen Gottesbegriff erkennen: ein heiliger Stein, eine heilige Hochsäule sind nur ein Merkzeichen des Göttlichen, sind nur mit göttlicher Macht gefüllt, sind nie Gott selbst. Daß es auch mythologische Schnitzereien auf Hochsitzpfeilern, Schlafsaalpfosten, Schiffsschnäbeln und Schilden gegeben hat, ist verständlich. Aber das Erste, Ursprüngliche und Bleibende war doch die Heiligung der Pfosten usw. vor der Anbringung dieser religiösen Verzierungen.

Die Halle ist der Mittelpunkt des Sippenlebens, das selbst heilig war; sie ist Friedensstätte, ist sichtbarer Mittelpunkt, von dem alles Sippenleben seinen Ausgang nimmt. Die Säulen neben dem Hochsitz des Sippenältesten nehmen daher Anteil an dem, was innerhalb von diesem sichtbaren Mittelpunkt auch seinen Ausgang aus dem unsichtbaren göttlichen Mittelpunkt alles Sippenlebens und Sippenglückes nahm. Tacitus spricht bereits von: „si credere velis, numen ipsum . . ." Das „Numen" ist das Unfaßbare, Göttliche, das seine Macht Menschen und Dingen, also wohl auch einmal geschnitzten Bildern mitteilen kann, ist eine Kraft, die unsichtbar hinter allen Dingen steht und hier in besonders klarer und schöner Weise als ein geistiger Gott verehrt wird.

3. Die Irminsul der Sachsen

Von hier aus können wir nach Germanien zurückkehren, um hier im südlichsten Ausläufer des Altsachsengebietes, für dessen ganze Ausdehnung wir schon den „Kreuzbaum" nachgewiesen fanden, auch den einzigartigen, überragenden Fall der „Irminsul" auf den Externsteinen in unsere Reihe der alten heiligen Hochsäulen des altnordischen Hauses einzureihen.

Seit den grundlegenden Untersuchungen und der überraschenden Offenlegung des ganzen Heiligtums um die Externsteine und in Oesterholz durch Wilhelm Teudt war auch

der Standpunkt der geschichtlich bekannten Irminsul bei den Externsteinen gesichert, und zwar in einem Stammesheiligtum der Sachsen. Hinzu kam die von ihm erneut vertretene Ansicht, daß in dem Felsenbild der Kreuzabnahme an dem Bildfelsen der Externsteine neben dem christlichen Kreuz die niedergebeugte Irminsul dargestellt ist. Diese Darstellung ermöglicht es uns, nicht nur diese niedergebeugte Irminsul wiederaufgerichtet zu zeichnen, sondern auch wichtige Schlüsse auf das Herkommen dieses heiligen Symbols zu ziehen. Nun haben sogar die zur Zeit laufenden Ausgrabungsarbeiten am Heiligtum den tatsächlichen Beweis für den Standort der Säule selbst erbracht: sie stand oben auf dem Kopf des Bildfelsens, also oberhalb des Gestirnheiligtums in einer für sie geschaffenen, runden Vertiefung des Felsens, weithin sichtbar als ein Zeichen des Heiligen, Hohen über uns.

Es wird allgemein von dieser Irminsuldarstellung an den Externsteinen, sowie von den anderen, die es weiterhin auch noch gegeben haben soll, angenommen, sie stelle die Weltsäule dar, die alles trägt, oder den Weltenbaum selbst.

Der Grabungsbericht („Germanien", 1934, S. 327) beschäftigt sich seinerseits gleichfalls schon mit einer Ausführung der möglichen Rückschlüsse aus der Darstellung auf die Säule selbst: sie sei zwar erst um etwa 1115 aus dem Fels herausgehauen worden, während Karl der Franke sie ja 885 zerstört hat, wird aber ein getreues Abbild der Säule wiedergeben. Ihre Formengebung sei germanisch-nordisch, wenn auch der Künstler dies Symbol habe der Gestaltung des ganzen Felsbildes anpassen müssen. Seine eigentliche Form habe das Sinnbild bereits vor dieser nachträglichen Wiedergabe eben in dieser dargestellten Form schon besessen. Zudem seien die Formen nur in Holz möglich, nicht in Stein, auch das sei ein Beweis für die Echtheit der Darstellung, denn von der geschichtlichen Irminsul ist ja bezeugt, daß sie aus Holz bestanden habe und von Karl umgeschlagen und verbrannt worden sei.

Der Grabungsbericht in „Germanien" bringt eine Darstellung der wieder aufgerichteten Irminsul.

Ein Vergleich mit den Lichtbildern der gebeugten Säule zeigt jedoch, daß die beiden Arme durchaus nicht so stark gebogen gewesen sein können. Auch diese Richtigstellung wird helfen, das Urbild der Säule schneller zu ermitteln. Jedoch zuvor eine einzige Ergänzung der Darstellung von 1115, die dann nicht nur den Stamm der Säule ganz und gar als Holzsäule erkennen, sowie alle ihre Gliederungen und Profilierungen in Holz erklären läßt, sondern darüber hinaus uns auch den hochliegenden Standpunkt der Säule selbst noch in der um so viel später erfolgten Darstellung sichert (Abb. 6).

Die Irminsul ist über die Ecke gesehen, und zwar derart mit Untersicht, wie eben ein Beschauer zu ebener Erde vor dem Bildfelsen stehend sie früher gesehen haben muß, als sie hoch oben gegen den Himmel gerichtet und vor seiner Weite und Tiefe stehend auf dem Felsen aufgerichtet gewesen ist. Deutlich wird die Untersicht, wenn das Blatt mit der veränderten Zeichnung ganz flachliegend vor die Augen gehalten wird, man also wirklich auch dies Bild mit Untersicht unter die Querprofile des Säulenstammes betrachtet.

Auch die Irminsul stellte nichts anderes dar, als die heilige Hochsäule des altnordischen Hauses. Aber gab es etwas Sinnvolleres als Symbol für das Tragen aller unsichtbaren Kräfte, etwas Heiligeres als Symbol für die eigene Herkunft? Gab es etwas Treffenderes als Symbol gerade für das Stammesheiligtum der Sachsen, als gerade eine Darstellung der alten heiligen Firstsäule aus dem heiligen, uralten, blut- und stammesgebundenen Mittelpunkt des altnordischen Sippenhauses ihrer eigenen Vorzeit? —

Daß auch die Irminsul, wie die Fletsäule und der Kreuzbaum gerade im Altsachsengebiet vorkam, daß sie beide ferner konstruktiv nicht aus dem jüngeren „Niedersachsenhaus" herstammen können, vielmehr nur aus dem „Altsachsenhaus", und zwar aus dem

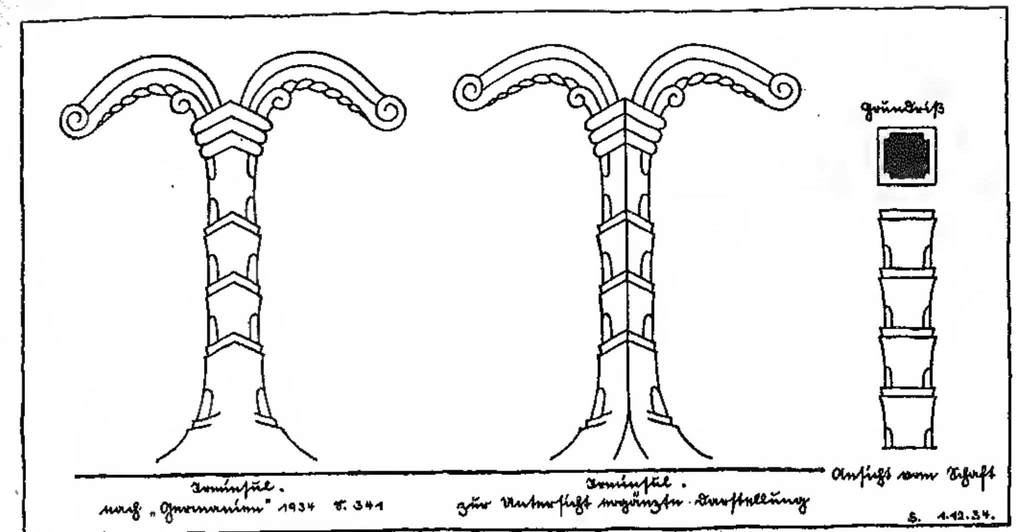


Abb. 6. Die Irminsul der Sachsen, als heilige Hochsäule aufgefaßt.

„Altsächsischen Saal" der Hochfreien, ist nicht nur Zufall, sondern zwingende Notwendigkeit. Beide sind älter als das Niedersachsenhaus, jener späteren Hausneuschöpfung innerhalb aller jener Stämme, die später zu dem Stamm der Sachsen zusammengeschmolzen wurden. Sie kommen aus jener Zeit, als nach angelsächsischen u n d altsächsischen Quellen der altsächsische „Saal" noch das Flet besaß, mithin wohl auch noch eine Fletsäule. Das muß dann also vor der Abwanderung der Sachsen nach England gewesen sein. Und der Saal gehört innerhalb der Sachsen ihrer nordsächsischen Schicht an, kommt ursprünglich aus dem Nordosten, aus dem der Stammesname „Sachsen" mitgekommen war, und gehört vornehmlich dem Altsachsenteil um das Mündungsgebiet der Elbe an. Auch andere bestimmt sächsische Hausbestandteile und ihre Bezeichnungen überdecken sich in ihrem Verbreitungsgebiet mit dem des Kreuzbaumes, also ist auch dieses ein Beweis für das Vorhandensein eines ganz bestimmten alten Hauses in diesem Ausgangsgebiet, und zwar eben des „altsächsischen Saales".

Der nordgermanische alte Teil der Sachsen hatte das Ansdach und nahm es mit nach England herüber. Er hatte Saal und Ansdach aus seinem Stammland im Nordosten mit über die Elbe herüber in jene Gegenden genommen, die zuerst von ihm südlich des Flusses besiedelt wurden. Dies sind die gleichen Gebiete, die später dem neuen Glauben den heftigsten Widerstand entgegensetzten. Im südlichsten Teil dieses Gebietes stand auf hohem Externstein als ihr Stammwahrzeichen und -heiligtum ihre Hochsäule: die Irminsul.

Daß gerade diese Gebiete es waren, die in späteren Jahrhunderten den altnordischen Saal nicht mehr beibehielten, auch nicht etwa in bestimmten Weiterentwicklungen noch auf seiner Grundform weiterfußten, ist verständlich: Zuerst die Züge nach England, dann die unglaublichen Gewalttaten Karls und die von ihm durchgeführte Verpflanzung ganzer Sippen in andere Gegenden schwächten gerade dieses Gebiet so stark in seinem nordsächsischen Kern, daß ihr eigentliches Volkstum ganz in jenen Stämmen aufging, die sich dann Niedersachsen nannten und sich dann nicht aus dem „Saal" der Hochfreien, sondern aus dem alten Haus der „Bauern" heraus das „Niedersachsenhaus" schufen. —

Solange die Irminsul auf dem Stammesheiligtum als Sinnbild des Hohen und Heiligen gestanden hat, zeugte sie daher auch noch in späteren Jahrhunderten von der Herkunft und den Kämpfen des alten Sachsenkernes.

Schluß

Die rein sachliche Betrachtung der Geschichte und des Ablaufs der Entwicklungslinien im deutschen Bauernhaus sah bisher immer nur Einzelheiten. Selbst wenn sie noch so sehr auch von der Stammesgeschichte ausging, wie auch schon Rhamm es sehr weitgehend getan hat, mußte sie gerade „heiligen" Hausbestandteilen gegenüber versagen, bis jetzt die Zeit reif wurde für eine umfassendere Schau. Schon um der ganzen vollen Wertung *unserer* Irminsul willen ist es nicht nur lohnenswert, sondern Pflicht gewesen, diesen langen Weg, auch bis nach Island hinauf, zu gehen, d. h. die *ganze* Frage der Hochsäulen anzuschneiden.

Wir wissen nun, warum gerade die Altsachsen sie als „das" Symbol ihres Stammesheiligtums aufgenommen hatten. Wir wissen nun, daß sie nicht Gott sein, nicht Gott darstellen, ihn auch nicht vertreten sollte. Sie war wie die anderen heiligen Hochsäulen nur ein Merkzeichen des Göttlichen, war Symbol im eigentlichen Sinn.

Ihre Urform überdeckt sich in tiefer, gleichfalls symbolischer Ausweitung mit Abbildung des Weltenbaumes, die wir schon aus der Bronzezeit her kennen, und mit der uns bekannten Rune des die Arme hebenden Gottes. Haben wir hier etwa noch einen zweiten Urgrund dafür gefunden, warum sie und alle Hochsäulen heilig gewesen sind? —

Schrifttum:

„Midgard" von Wilhelm Erbt. „Überlieferung, Glaube, Sitte unserer Vorzeit." Verlag Wilhelm Heims, Leipzig 1931.

„Nordiske Bøndergaarde i det 16., 17. og 18. Aarhundrede" von R. Meyborg. Kopenhagen 1893.

„Ethnographische Beiträge zur Germanisch-Slavischen Altertumskunde" von K. Rhamm. Zweite Abteilung: „Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slavischem Waldgebiet". Braunschweig 1908, Verlag Vieweg und Sohn.

„Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein" von Otto Lehmann. Altona 1927, Altonaer Museum.

„Ost- und Westgermanische Baukultur" von Hermann Phleps. Berlin 1934, Verlag für Kunstwissenschaft.

„Haubarg und Barghus, die friesischen Großhäuser an der Schleswig-Holsteinischen Westküste" von Friedrich Saeftel. Heide/Holstein 1930, Westholsteinische Verlagsanstalt.

„Sind die Sulemannen Saul-Mannen oder sulhus-Mannen?" von Friedrich Saeftel. in: Zeitschrift „Dithmarschen" Mai-Juni-Heft 1933, Heide/Holstein, Westholsteinische Verlagsanstalt.

„Midgards Untergang". Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten. Von Dr. Bernhard Kummer. Leipzig 1927, Verlag von Eduard Pfeifer.

„Germanische Heiligtümer". Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippequellen und der Teutoburg. Von Wilhelm Teudt. Jena 1931, Eugen Diederichs Verlag.

Rufer im Streit

Die Urbibel der Ariogermanen. Verschiedentlich sind uns aus unserem Leserkreise Anfragen nach dem Wert oder Unwert dieses Buches zugegangen. Ich muß mich hier zunächst darauf beschränken, die Antwort auf diese Frage ohne Begründung zu geben: *Das Buch ist vollständig wertlos.*

In gewisser Weise aufschlußreich in geistesgeschichtlicher Beziehung sind seine Herkunft und seine weiteren Schicksale. Guido List hat es gekannt. Das geht hervor aus einem Anhang, den Philipp Stauff dem Listschen Buche „Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung" (3. Aufl. Berlin-Lichterfelde 1922) beigefügt hat. Er sagt da, daß er eine ältere Ausgabe der „Urbibel" besitze, „aus dem Schatze Guido v. Lists geerbt". Diese Vorlage der „Urbibel" sind die Gälischen Annalen nach der Übertragung O'connors mit Erläuterungen von Wilhelm Obermüller, 1. Heft, 2. Aufl., Wien 1887, Verlag von Cornelius Vetter. Das Exemplar der Berliner Bibliothek hat auf dem Umschlag den Vermerk „Mehr nicht erschienen, weil d. Verf. gest. ist".

Die Urbibel und die Gälischen Annalen sind ein und dasselbe. Die gälischen oder irischen Annalen sollen die Urgeschichte des irischen Volkes enthalten, zurückgehend auf schriftliche Quellen, deren erste noch vor 1300 vor Zeitwende liegen. In Wirklichkeit handelt es sich bei diesen erstmalig 1822 erschienenen Darstellungen um reine Phantasien. Bemerkenswert ist die methodische Haltung Obermillers in der Echtheitsfrage: „Die *Echtheit* der von O'connor gelieferten Jahrbücher, oder wenigstens von deren historischem Inhalte geht, abgesehen von dem hier Mitgetheilten, unzweifelhaft *aus eben diesem Inhalte* hervor, und gegen diesen Beweis läßt sich nicht ankämpfen. Die Annalen theilen historische Thatsachen mit, die zur Zeit O'connors in Europa noch völlig unbekannt waren, welche aber durch die erst in den letzten Jahren veröffentlichten egyptischen, chaldäischen und persischen Urkunden im Wesentlichen bestätigt werden, sohin nicht vom O'connor oder einem noch älteren ‚Falsarius' erfunden worden sein können. Dies wird sich für jeden Unbefangenen bei der Lesung des hier gegebenen Textes derselben sammt den von dem Herausgeber beigefügten Erläuterungen zur Evidenz erweisen."

O. wendet sich an die unbefangenen Laien, da die irischen Annalen von wissenschaftlicher Seite abgelehnt worden waren: „... und auch diese (d. h. die noch vorhandenen Stücke der Erstausgabe von 1822) werden selbst heute noch von angelsächsisch-germanistischen Eiferern für ‚erlogen' erklärt, wie der Verlauf des Ende Juli dieses Jahres[1] in Laibach abgehaltenen Anthropologen-Congresses auswies." —

Die Gälischen Annalen gehen zurück in jene Zeit, in der Aufklärung und neu erwachende Geschichtsbegeisterung sich seltsam mischten. Die Kräfte, die in dieser Zeit wirksam waren, haben manche Förderung gebracht, ebenso aber Schäden verursacht, die heute noch unheilvoll spürbar sind. Unsere Aufgabe bleibt es, den verborgenen Quellen und Zuflüssen jenes trüben unterirdischen Stromes nachzuspüren, der von Zeit zu Zeit immer wieder hervorbricht.

S.

[1] Dieser Kongreß wird kaum im Erscheinungsjahr des Buches (1887) stattgefunden haben, da das schon erwähnte Berliner Exemplar neben dem Erscheinungsjahr 1887 den handschriftlichen Vermerk 15/4 trägt. Es wäre der Schriftleitung erwünscht, nähere Nachrichten über den Laibacher Kongreß zu erhalten.

Vorgeschichte oder Urgeschichte. Der Streit, welcher von den beiden Begriffen angewandt werden soll, hat noch nicht zu einer Einigung geführt. Wir wollen hier zum Inhalt der Erörterungen nicht Stellung nehmen, sondern lediglich zu ihrer Geschichte einen kleinen Hinweis bringen. Edward Schröder stellt in seinem Vortrage „über Ortsnamenforschung", den er *1908* bei der Vierzigjahrfeier des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde in Wernigerode hielt (Selbstverlag des Vereins), der Frühgeschichte die *Urgeschichte* gegenüber und versteht unter dieser das Arbeitsgebiet des Prähistorikers. Es sei noch bemerkt, daß Schröder in dem Zusammenhang seines Vortrags nicht etwa irgendwie Partei nehmen will; der zeitweise einigermaßen heftige Streit setzt erst später ein.

S.

Magyarisierung der Zips. (Vgl. Magyarische Geschichtsklitterung, Germanien, 1935, S. 23.) Auf Grund einer Zuschrift bittet Herr v. Strantz zur Klarstellung noch folgendes nachzutragen: „Ich stelle fest, daß jetzt das deutsche Volksgefühl in der einst ganz deutschen Zips wieder erwacht ist; hoffentlich gelingt es, auch die bereits im Stamm und Gesinnung magyarisierten Deutschen ihrem Volkstum zurückzugewinnen. Mein Urteil über die Vergangenheit (das sich mit dem von Treitschke deckt) bleibt leider bestehen. Es soll der gegenwärtigen Geschlechtsfolge ein scharfer Ansporn sein, die in der Vergangenheit verlorenen Posten zurückzugewinnen. Im Sommer werde ich die Zips wieder besuchen und hoffe, dann schon eine Wiedereindeutschung feststellen zu können."

Noch einmal Herr Kardinal Faulhaber. Die Zeitschrift „Deutscher Glaube, Monatsschrift der Deutschen Glaubensbewegung", bringt in Heft 4/34, S. 191, folgende Nachricht: „Kardinal Faulhabers Predigten werden in keiner Buchhandlung von Freiburg i. Br. (!) und Mannheim mehr verkauft. Die Hitlerjugend hat sich mit aller Kraft gegen diese, unsere Vorfahren, ihr Leben und ihren Glauben herabsetzenden Predigten zur Wehr gesetzt und in den genannten Städten erreicht, daß sich die Buchhändler durch Unterschrift verpflichtet haben, die Predigten auch als Einzelbroschüre nicht mehr in den Handel zu bringen."

Die Fundgrube

Ortungsfragen in Südamerika. Die Zeitschrift „Das Weltall" (Bildgeschmückte Zeitschr. f. Astronomie u. verwandte Gebiete. Verl. d. Treptow-Sternwarte, Berlin-Treptow) hat von jeher Ortungsfragen behandelt. Das Juniheft des Jahres 1933 bringt folgende Mitteilung von Günter Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte: „Der Sonnentempel *Kalasasaya* (illustr. Beitrag darüber auch in der „Woche", Heft 1, 1932: Hans Wolfgang Behm/ Und Kalasasaya spricht . . .) in den Ruinen von *Tihuanacu* (Bolivien) ist von Dr. Rolf *Müller*, Potsdam, in bezug auf die Möglichkeit einer astronomischen Altersbestimmung neu untersucht worden (Baeßler-Archiv, Bd. 14, 1931). Tihuanacu liegt in einem breiten Tal etwa 70 Kilometer von der Landeshauptstadt La Paz entfernt. Die Ruinen bieten mit ihren gewaltigen Steinreihen auch heute noch ein imposantes Bild. Wie in anderen Fällen ist auch hier im Laufe der Jahrhunderte viel zerstört worden, und überall findet man in dem heutigen Orte Tihuanacu Gebäude, die aus dem Material des Ruinenfeldes errichtet worden sind; die große Kirche z. B. ist fast ganz unter Verwendung der alten Bausteine entstanden, und viele Höfe und Straßen sind mit dem historischen Material gepflastert. Der Große Sonnentempel hat ein Ausmaß von 118—135 Meter (vgl. „Weltall", Jahrg. 24, Heft 2: Prof. *Posnansky* „Kulturvorgeschichtliches und die astronomische Bedeutung des Großen Sonnentempels von Tihuanacu in Bolivien"). Die noch stehenden Pfeilerreihen zeigen eine sorgfältige Bearbeitung des Steinmaterials. Eine gewaltige Freitreppe führt auf der Ostseite zum Tempel hinan.

Die Seiten des Tempels sind mit großer Annäherung nach den vier Haupthimmelsrichtungen orientiert: Süd- und Nordwand weichen um 1 Grad 4' von den jetzigen wahren Richtungen ab. Besonders erstaunlich ist, mit welcher Genauigkeit die Längen gegenüberliegender Seiten miteinander übereinstimmen: der Unterschied beträgt nur 1½ auf das Tausend.

Liegt schon bei der genauen Orientierung nach den Himmelsrichtungen die Vermutung nahe, daß wir in Kalasasaya die Reste eines alten Sonnentempels vor uns haben, so wird diese Ansicht noch dadurch bestätigt, daß von der Mitte der Westseite aus gesehen die Sonne zu den Zeiten der Sommer- und Wintersonnenwende fast genau über den Eckpfeilern der Ostwand aufging. Der Tempel ermöglichte also durch *Beobachtung der Sonnenaufgänge die Festlegung eines Kalenders*.

Die heutigen Abweichungen der Sonnenaufgangspunkte von den durch die Tempelpfeiler gekennzeichneten würden unter der Voraussetzung, daß sich an dem Tempel nichts verändert hat, eine Altersbestimmung zulassen. Die bekannte Änderung der Schiefe der Ekliptik würde ergeben, daß der Tempel vor mehr als 10 000 Jahren angelegt sein müßte. Ein Mangel dieser astronomischen Altersbestimmung ist jedoch darin zu suchen, daß der Beobachtungsstand der alten Priester nicht genau bekannt ist: daher ist den Zahlen keine bindende Beweiskraft beizumessen, doch sprechen auch andere Anzeichen für ein außerordentlich hohes Alter des Sonnentempels.

Zum Schluß sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß geologische Veränderungen während dieser Zeit stattgefunden haben könnten. Sowohl Bewegungen in den Vertikalen als auch in der Horizontalen können die heute gemessenen Winkelwerte von den ursprünglichen abweichend erscheinen lassen, denn es ist auffallend, daß die Bauwerke aus gleichen Zeitepochen fast stets die gleichen Meridianabweichungen aufweisen. Es erscheint mir daher nicht ohne Interesse zu sein, dieses Problem weiter zu verfolgen."

Beitrag zur „Queste". Nordwestlich von Glatz, am Rande ältesten Siedlungsgebietes, liegt ein kleiner, eigenartiger Berg, der laut Meßtischblatt den Namen „Questenberg" trägt. Ich habe ihn leider nur auf einer Bahnfahrt Glatz—Dittersbach von ferne sehen können. Weitere Nachforschungen (Flurnamen, Sagen usw.) wären angebracht.

Das älteste Siedlungsgebiet der Grafschaft Glatz ist verhältnismäßig klein und liegt dicht um die Stadt Glatz herum. Es vermittelte den ersten, vorgeschichtlichen Verkehr zwischen Schlesien und Böhmen.

A. Pudelko, Berlin.

Die Bücherwaage

Günther, *Hans F. K.*, **Frömmigkeit nordischer Artung.** Jena, Diederichs, 1934, 45 Seiten. 1.20 RM.

„Im deutschen Volke hat das völkische Erleben, die Rückbesinnung auf „Blut und Boden", heute bei der Jugend allenthalben eine Frömmigkeit indogermanischer Artung erweckt" (S. 12). Es gibt bisher keine „befriedigende Darstellung indogermanischer Frömmigkeit." „Wir sind es aber uns selbst als Deutsche, als Germanen, als Indogermanen schuldig, endlich einmal indogermanische Frömmigkeit *aus sich selbst* heraus begreifen zu wollen" (13). Dazu möchte Günther „einige Anregungen" geben. G. stellt fest, man habe bewußt oder unbewußt indogermanische Frömmigkeit bisher nach christlichem Maßstab bewertet und daher falsch beurteilt. Immer wieder hebt G. den Unterschied indogermanischen Glaubens zu christlich-jahwistischem hervor. Dabei geht er auf die Bedeutung der indogermanischen Worte für Frömmigkeit, Verehrung, Kult usw. ein und gewinnt daraus manche schönen Ergebnisse. Vieles, was wir bisher nur als germanisch oder griechisch kannten, erweist sich als urindogermanisches Erbe. Sehr beherzigenswert scheinen mir Günthers Ausführungen auf Seite 8 f., wo er die Bedeutung der indogermanischen Synopse — wie ich es nenne — der Zusammenschau der Überlieferungen *aller* indogermanischen Völker betont. „Wir müssen froh sein, daß wir zur Erkenntnis einer Frömmigkeit aus nordischem Wesen nicht allein angewiesen sind auf Glaubensformen der Germanen, von denen wir leider nur ungenügende Kunde besitzen." Die Glaubensformen des frühen Indertums, des frühen Persertums, des frühen Hellenentums und der Italiker — „erst alle sie zusammen mit den germanischen Glaubensformen vermitteln uns ein deutlicheres Bild nordisch-indogermanischen Frommseins".

G. zielt durchaus darauf, die indogermanische *Religiosität* zu schildern, beiseite bleibt bei ihm der indogermanische *Kult*. Es sei daher hervorgehoben, daß es eine befriedigende Darstellung des urindogermanischen Kultes bisher auch noch nicht gibt, und daß eine derartige Untersuchung die Auffassung Günthers ganz wesentlich stützen, aber auch ergänzen würde.

Indogermanische Frömmigkeit ist der Glaube nordischer Adelsbauern; bereits die Urindogermanen waren Bauern und Krieger (und Seefahrer, was Günther übersieht). Sie ist eine Diesseitsfrömmigkeit und wurzelt nicht in irgendeiner Furcht. Im tiefsten ist sie Schicksalsglaube. Nicht erst germanische Weltanschauung, sondern bereits urindogermanische ist *Pantragismus* (S. 21, vgl. S. 18 f.). Damit ist in der Tat, wie mir scheint, indogermanische Frömmigkeit richtig erfaßt: urindogermanische Religion ist *heroisch-tragische Religion*.

Nebenbei: die Formeln „Leib—Seele—Einheit" und „Weltgeborgenheit" dürften Prägungen des allzufrüh verstorbenen Hans *Prinzhorn* sein, auf dessen wertvolle kleine „Persönlichkeitspsychologie" (in „Wissenschaft und Bildung" bei Quelle und Meyer 1933) hingewiesen sei.

So weithin wir aber mit Günther übereinstimmen, das müssen wir mit aller Deutlichkeit hervorheben: er hat nur *eine* Seite indogermanischer Frömmigkeit geschildert. Es fehlt bei ihm neben Apollo *Dionysos*, neben Thor *Odin*. Der großen Bedeutung des Rausches, der Ekstase im germanischen und indogermanischen Kult wird G. nicht gerecht. Die Aufstellungen von Kynast (Apollo und Dionysos), von Kummer u. a. über Dionysos bzw. Odin als unnordischer Gottheiten beruhen auf rationalistischem Mißverständnis. Das Wesen des Kultrausches, der echten Ekstasis wird hier gründlich verkannt. Es handelt sich um einen Irrtum, der aus protestantischer, um nicht zu sagen kalvinistischer Verengung, herzuleiten sein dürfte. Die tiefe Verwurzelung des Dionysos im frühen Hellenentum hat kürzlich W. F. Otto dargelegt, das Bild Odin-Wodans ist aus der rationalistischen Fehldeutung befreit durch Otto Höfler („Kultische Geheimbünde der Germanen", Frankfurt 1934. Darin Seite 335 ff. eine Widerlegung Kummers. Über das bedeutsame Werk von Höfler werden wir noch ausführlich berichten). Über Wodan handelt auch eine Arbeit M. Nincks, deren Veröffentlichung kurz bevorsteht. Wir hoffen, daß diese un-

abhängig voneinander gewonnenen Ergebnisse, die doch wesentlich übereinstimmen, das ihrige dazu beitragen, die im nordischen Schrifttum eingenisteten Irrtümer über Wodan, Kultrausch usw. auszumerzen. Daß sie überhaupt entstehen konnten, ist nur daraus zu verstehen, daß die hochbedeutsamen Veröffentlichungen von Ludwig Klages der nordischen Bewegung leider unbekannt geblieben zu sein scheinen. Klages hat das Wesen der Ekstasis dargelegt in „Vom kosmogonischen Eros" (Jena, Diederichs) und „Der Geist als Widersacher der Seele", 3. Band (Leipzig, Barth). Dr. Otto Huth.

Robert Sommer, **Die Nibelungenwege.** Selbstverlag Gießen, 1922. 227 S.

Ein eigenartiges Buch! Durch Zufall gerät der Verfasser bei einer Wanderung auf das Schwanenfeld, eine Landschaft, die im Nibelungenlied erwähnt wird, und die er, wie so manches andere im Nibelungenlied, als erdichtet angenommen hat. In jahrzehntelanger Arbeit ist Sommer dann den Nibelungenwegen nachgegangen auf der Karte und in Wirklichkeit und hat schließlich die Wege von Worms bis zur Etzelburg festgelegt und sogar den Ort der alten Etzelburg selbst entdeckt. Das Buch ist gut gegliedert. Um den Leser einzuführen, wird, z. T. in den Versen der Simrockschen Bearbeitung, das Nibelungenlied an den Anfang gestellt. Der zweite Teil schildert die eigentlichen Nibelungenwege. Eine Fülle von geschichtlichen Anmerkungen erleichtert dem Leser das Verständnis für die damaligen Verkehrsstraßen, die andere Wege suchen mußten als die modernen Eisenbahnen. Der dritte Teil endlich gibt als „Wanderbuch" einen Führer für den, der die Nibelungenwege abwandern will. Auch hier ist aus persönlicher Kenntnis der Landschaft und aus reichem geschichtlichem Wissen mancher Rat gegeben, der den Geschichtsfreund die Landschaft, ihre Geschichte und besonders das Nibelungenlied erleben läßt. — Sommers Buch besonders zu empfehlen, ist eigentlich eine überflüssige Sache, weiß doch jeder, daß dieser Erforscher der vorgeschichtlichen Völkerstraßen und besonders der Rennwege der beste Kenner auf diesem Gebiet ist. H-s.

Freerk Haye Hamkens, **Hermann der Cherusker.** Erzählung aus der frühgermanischen Geschichte. Mit 13 schwarzen Bildern von Werner Chomton. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart-S. 78 S. 1,60 RM.

In einer Zeit, da die Bedeutung eines gottgesandten Führers selbst den blödesten Augen sinnfällig deutlich geworden ist, war es wohlgetan, der deutschen Jugend den größten Führer der germanisch-deutschen Frühgeschichte auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse nahezubringen. Hermann der Cherusker, der Befreier Deutschlands von dem römischen Joch und der Erretter von der schleichenden Verwelschung, ist eine Gestalt, an der sich deutsche Knaben wie Mädchen gleichermaßen begeistern können. Hamkens läßt Armin Varus in seinem Lager überrumpeln und folgt darin Wilser und Hänichen. Wie Adolf Stahr sieht er offenbar die beiden ersten Bücher der Annalen des Tacitus als einen Parteiroman an und hat sich daher weitgehend von ihrem Bann freigemacht. Erfreulich ist, wie geschickt Hamkens die Forschungsergebnisse Wilhelm Teudts in seine Darstellung verwoben hat. Das Heiligtum in und an den Externsteinen bei Horn ist sozusagen Ausgangspunkt und Mittelpunkt der Handlung zugleich; in seiner Nähe wird zum Schluß der Held ermordet aufgefunden. Daß Hamkens die Frage völlig offen läßt, wer den Speer in Hermanns Rücken geschleudert hat, ist ein eigenartiger Zug von hoher Feinheit. Chomtons Zeichnungen entsprechen an Zeitechtheit in Tracht und Bewaffnung den Anforderungen, die man heute in dieser Hinsicht stellen muß. E. W.

Erich Vogelsang, **Umbruch des deutschen Glaubens von Ragnarök zu Christus.** Tübingen 1934, Verlag Mohr. 72 Seiten, 8°, RM. 2.—.

Wenn in Deutschland eine entscheidende Frage gestellt wird, die ein klares Ja oder Nein als Antwort fordert, so kann man gewiß sein, **daß eine ganze Schar von Kleingeistern sich bemüht, die Unerbittlichkeit der Fragestellung zu verwischen.** Das Theologengerede über Germanentum und Christentum ist nachgerade unerträglich geworden. Diejenigen, die am lautesten sich vernehmen lassen, scheinen am wenigsten Ahnung zu haben, daß diese Frage vom deutschen Genius längst beantwortet ist. Es ist notwendig, daß jeder Deutsche diese Antwort kennt. Erfreulicherweise gaben soeben im Widukind-Verlag Berlin Kern und Schröder das „Lesebuch zur Glaubensfrage" heraus. Da findet man übersichtlich zusammengestellt, was Friedrich der Große, Herder, Goethe, Kleist, Arndt, Hebbel, Wagner usw. zur deutschen Glaubensfrage gesagt haben. **Wir wiederholen: der deutsche Genius hat auf diese Frage längst seine klare Antwort gegeben. Was Schulze und Meyer darüber sagen, interessiert nicht.**

Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenschau

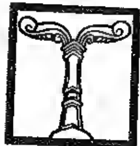
Siedlung und Ausbreitung

W. Bohm, **Ein germanisches bronzezeitliches Dorf in Lenzersilge, Kr. W.-Priegnitz.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, Verlag Kabitzsch-Leipzig, 10. Jahrg. Heft 9, 1934. Hier wurde 1934 ein germanisches Haufendorf der jüngeren Bronzezeit ausgegraben, das kulturgeschichtlich und völkisch äußerst wertvolle Aufschlüsse gewährte. Es wurden sieben Rechteckhäuser, z. T. mit Vorhalle, um einen freien Platz festgestellt, eine Reihe weiterer Häuser sind durch Sandabfuhr und Straßenbau bereits zerstört. Ein schöner Bronzefund wurde bereits 1895 an dieser Stelle gemacht; weitere Funde folgten jetzt, dazu zahlreiche Scherben und anderes Gerät. Besonders wichtig ist die Sicherstellung der Nahrungsreste, so u. a. Weizen, Gerste, Roggen, Hirse, Erbsen, Bohnen, Eicheln und Wickensamen, sowie Honig. Bemerkenswert ist eine gewisse Ordnung in der Verteilung der Funde auf die verschiedenen Häuser, die bereits eine Arbeitsteilung zu erkennen gibt. / Paul Grimm, **Ein germanisch-vorkeltischer Friedhof bei Burgheßler, Kr. Eckartsberga.** Altschlesien. Bd. 5, Breslau 1934. Dieser Friedhof enthielt Skelettbestattungen und Brandgräber nebeneinander und kennzeichnet so das Miteinanderleben der eingesessenen vorkeltischen Bevölkerung und der eingewanderten Germanen. Die Urnen der germanischen Brandgräber waren die bekannten niedersächsischen Rauhtöpfe (Harpstedter Stil), die bekanntlich auch den Weg der Germanen nach Westfalen und zum Rhein bezeichnen. Auch hier sind sie die Merkzeichen des germanischen Vordringens. / Rudolf Gutjahr, **Die Semnonen im Havelland zur frühen Kaiserzeit.** Schriften aus dem Vorgeschichtlichen Seminar der Universität Greifswald, Heft 1, 1934. Die Arbeit behandelt eingehend sämtliche bekannten Funde des Havellandes. Die Gesamtbetrachtung zeigt das Gebiet zu Beginn der Kaiserzeit nur schwach besiedelt, die Funde sind bescheiden und sehr einheitlich. Das Fehlen von Waffen und Einfuhrstücken zeigt, daß die Zeit friedlich war und keine weitreichenden Verbindungen bestanden. Mit dem Ende des 1. Jahrhunderts ändert sich das. Die Bevölkerung wird zahlreich, Schmuck und Gerät reich und geschmackvoll verziert, insbesondere burgundische Einflüsse deuten auf lebhafte Beziehungen zu den östlichen Nachbarn. Es entsteht ein lebendiges Kulturbild dieser Zeit. Der letzte Abschnitt ist der Frage gewidmet, ob wir in der Tat das Havelland in dieser Zeit den Semnonen zuschreiben dürfen, und bejaht diese Frage. Zu den geschichtlich bekannten Tatsachen stimmt auch das Ende dieser Besiedlung: Spätestens in der Mitte des 3. Jahrhunderts brechen diese Friedhöfe ab; die Semnonen sind westwärts gewandert, und eine andere Stammeskultur rückt an ihre Stelle. / Martin Michael Lienau, **Neue burgundische Funde aus dem Lande Lebus.** Altschlesien, Bd. 5, 1934. Sechs neue geschlossene Funde östlich und westlich der Oder — an den wichtigen Flußübergängen — haben die Kenntnis der burgundischen Zeit dieses Gebietes bereichert. Insbesondere konnten erneut Beobachtungen über die feinen Unterschiede der Grabsitten und über die kultische Behandlung des Verbrennungsplatzes gemacht werden. / Karl H. Marschalleck, **Ausgrabung der burgundischen Siedlung Kliestow bei Frankfurt a. O.** Am westlichen Höhenrande des Odertales wurde hier ein Teil einer großen burgundischen Siedlung ausgegraben, die am Ende des 2. Jahrhunderts entstanden sein und bis zum Ende des 4. Jahrhunderts gedauert haben dürfte. Es wurden vierzehn Grundrisse aufgedeckt, teils ältere, kleine Rechteckhäuser von abgerundetem, ja, bis ovalem Grundriß, teils geräumige, offenbar jüngere Rechteckbauten, gerade ausgerichtet und mit mehreren Räumen. Die geborgenen Kulturfunde dieser Siedlung sind ganz ungewöhnlich reich. Eine merkwürdige Erscheinung sind außerdem die regelrechten Hundebestattungen, von denen jetzt fünf freigelegt wurden, während schon zwei bekannt waren. Mit dieser Grabung ist erstmalig eine burgundische Dorfsiedlung in einwandfreier Form erschlossen worden. / Hans Zeiß, **Nordgermanische Funde der Völkerwanderungszeit von Friedrichthal bei Schwedt a. O.** Altschlesien Bd. 5. 1934. Bei Baggerungsarbeiten wurden ein Scheidenmundstück und zwei Spathaknäufe nordger-

manischer Herkunft von sehr schöner Arbeit entdeckt. Durch vergleichende Untersuchung darf der Fund der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts zugeschrieben werden. Ein neuer Beweis, daß zu dieser Zeit das Odergebiet den Nordgermanen noch offen stand und nicht von den Slaven gesperrt war. / O. Kunkel, **Wollin.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 10. Jahrgang. Heft 8. 1934. Die Klärung der mit so viel Leidenschaft verfochtenen Fragen, die sich um die Namen Jumne-Vineta-Jomsburg reihen, ist im letzten Sommer von der Spatenforschung her durch eine umfassende Grabung auf dem Marktplatz von Wollin in Angriff genommen worden. Zunächst fanden sich Reste des mittelalterlichen Rathauses. Eine frühdeutsche Kulturschicht war nicht vorhanden, da diese Stätte von vornherein als Marktplatz unbesiedelt geblieben war. Als jüngste vordeutsche Schicht zeigte sich ein sehr bescheidenes, spätslavisches Gemeinwesen, das etwa seit 1200 bestanden haben dürfte. Die kleinen Häuser ruhten auf einer dicken Mistschicht, mit deren Hilfe das Gelände eingeebnet war. Darunter fand sich eine große germanische Stadt mit stattlichen, wohlgebauten Holzhäusern und gebohlten Gassen, und mit einem überaus reichen Kulturinhalt, bedeutungsvoll, weil hier auch Stücke aus leicht vergänglichen Stoffen, wie Holz und Leder, zahlreich erhalten sind. Wichtig sind vor allem auch die Aufschlüsse über die damalige Holzbaukultur. Vieles deutet auf enge Beziehungen zur Wikingerkultur; ob es sich um eine rein wikingische Stadt handelt, läßt sich bei diesem vorläufigen Bericht noch nicht entscheiden. Die ergänzende Grabung am Silberberg ergab gleichzeitige Befestigungen. Die Stadt dürfte von 900 bis 1180 bestanden haben. / Kurt Langenheim, **Die Untersuchungen in der Stellerburg bei Heide, Kreis Norder-Dithmarschen 1932 und 1933**, ebenda. Die Grabung auf der Stellerburg diente u. a. der Frage, ob man hier einen weiteren Stützpunkt der großen Handelsstraße Dorestadt—Hollingstedt—Haithabu—Birka vor sich habe oder nicht. Die Frage hat sich verneint, obwohl der reiche Kulturinhalt der Wikingerzeit zugehört und sich manche Vergleichspunkte zu Haithabu ergeben haben. Es handelt sich um eine lange in Benutzung gebliebene Herrenburg, wie die mehrfach übereinander liegenden Bauschichten zeigen. Auch hier konnten wertvolle Erkenntnisse über die Wallbefestigung und über die Hausbautechnik gewonnen werden. / Herbert Jankuhn, **Die Ausgrabungen in Haithabu.** Ebenda. Heft 9. 1934. Die neue Grabung ergab in der Nähe des Moors und in der Bachniederung wohlerhaltenes Holz, so daß auch hier die Bauweise sicher festgestellt werden und mancherlei Holzgerät geborgen werden konnte. Außerdem konnten Reste von Bohlenwegen und Bacheinfassungen festgestellt werden. Eine weitere Untersuchung galt dem nördlichen Teil des Halbkreiswalles, die Aufschluß über die verschiedenen Bauabschnitte und den Aufbau dieser Festungsanlage gewährt hat.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten



Ortsgruppe Frankfurt a. M.: Jeden zweiten Mittwoch im Monat, abends 8 Uhr, Vortrag im Lessing-Gymnasium, Hansa-Allee 27. Am Mittwoch, dem 10. Ostermond, spricht Walter Schmidt über „Die Gestalt des Arminius in der Deutschen Dichtung". Eintritt frei, Gäste willkommen. — In allen Angelegenheiten der Frankfurter Arbeitsgemeinschaft wende man sich an Friedrich Schrader, Frankfurt a. Main, Rotlintstraße 21.

Ortsgruppe Hagen. In der Zusammenkunft am 2. Lenzing sprach nach Einleitungsworten des Vorsitzenden, Ingenieur Kottmann, Museumsdirektor Dr. Brüns in einem Schulungsvortrag über Gustaf Kossinna, den Vorkämpfer der Deutschen Vorgeschichtsforscher, über sein Leben und seine Forschungen, die er als einziger und nur mit eigenen Mitteln trieb. Der Erfolg war die Anerkennung der Vorgeschichte als eine ernstzunehmende Wissenschaft sowie die Einrichtung des Instituts für germanische Vorgeschichte und der Akademie für germanische Geschichte. Von den ausgegrabenen Siedelungen schloß Kossinna auf den nordischen Kulturkreis. Durch sein Buch „Altgermanische Kulturhöhe" widerlegte er die Ansicht von der niedrigen Kulturhöhe unserer Vorfahren, von dem nur gering besiedelten Germanien und zeigte den hohen kulturellen Wert der germanischen Völker, namentlich der Goten, zur Zeit der Völkerwanderung.

In dem Hauptvortrag wies Pfarrer Prein aus Hohenlimburg die völlige Übereinstimmung der von ihm herangezogenen spätrömischen und griechischen Quellen mit den von ihm durch Flurnamen, Grabungen, Bodenfunde im Geseke-Körne-Winkel ermittelten Römertürmen, Landwehren usw. nach. Dabei ergaben sich allerlei wichtige Feststellungen über die ehemaligen Völkerschaften in unserer Gegend, wie Sugamberer, Marsen, Burgunder, und über das westfälische Nibelungenlied, wodurch die zahlreichen Zuhörer ungemein gefesselt und zu lebhafter Aussprache angeregt wurden.

Ortsgruppe Wilhelmshaven. Daß auch bei der Reichsmarine die Fragen der deutschen Vorgeschichte besonderes Interesse finden, das zeigte so recht die von der Ortsgruppe Wilhelmshaven-Rüstringen im Januar durchgeführte Veranstaltung in den Räumen der Marinefachschule in Wilhelmshaven. Der Abend war im wesentlichen ausgefüllt mit einem Vortrag des Vorsitzenden der Ortsgruppe, Studienrat Herboldt, über die steinzeitlichen Gräber, wie wir sie im südlichen Oldenburgland in so großer Zahl finden und die Hermann Wille als germanische Gotteshäuser gedeutet hat. Im Mittelpunkt des Vortrages stand ein Bericht über die Ausgrabungen in Kleinenknethen und über die damit verbundene wissenschaftliche Auseinandersetzung. Weiter sprach dann der Vorsitzende über die germanische Vorzeit, wozu er das reichhaltige Bilder- und Kartenmaterial verwenden konnte, das die Schüler der Marinefachschule in emsiger Arbeit für Lehrzwecke zusammengetragen haben. Der Leiter der Marinefachschule, Oberfachstudiendirektor Dr. Franke, zeigte die von der Schule gesammelten Nachbildungen bedeutender vorgeschichtlicher Funde. Man ersah auch aus dieser Sammlung, daß die germanische Vorgeschichte an der Marinefachschule sorgsam gepflegt wird. Viel Anteilnahme fand auch der Vortrag von Lehrer Oxen über den Freiheitskampf der Stedinger.

Karl Rademacher, ein Vorkämpfer für Deutsche Vorgeschichte. Wie wir im letzten Heft schon kurz mitgeteilt haben, ist unser Mitglied, Museumsdirektor Dr. h. c. Karl Rademacher, in der Nacht vom 28. zum 29. Hartung im 76. Lebensjahr gestorben. Er wurde mitten aus seiner Arbeit herausgerissen. Die Wissenschaft verliert in ihm einen bahnbrechenden Forscher, der in einer Zeit, als die Vorgeschichtsarbeit in den Rheinlanden fast nur auf römische Funde eingestellt war, sich für die Erforschung der germanischen Vorgeschichte einsetzte, und die Vereinigung verliert in ihm einen warmen Freund und tatkräftigen Helfer.

Karl Rademacher wurde am 3. August 1859 in Altenrath (Siegkreis) als Sohn des Lehrers Josef Rademacher geboren, und sein Vater vererbte ihm die Liebe zur Vorgeschichte. Auf dem von diesem entdeckten großen Grabhügelfelde auf der Wahner Heide machte er seine ersten Ausgrabungen, und zwar für das Museum für Vorgeschichte in Berlin, nachdem er, wie der „Westdeutsche Beobachter" mitteilt, die philosophische Fakultät der Universität Bonn vergebens auf die Fundstelle aufmerksam gemacht hatte. Auf diesem Felde seiner ersten Untersuchungen plante Rademacher in diesem Frühjahr noch eine größere Grabung vorzunehmen und die Ergebnisse in einer Arbeit abschließend zu behandeln. Diesen Abschluß hat ihm das Schicksal nicht mehr vergönnt, aber sein Leben war reich an Kampf und Erfolgen.

Rademacher hatte sich dem Lehrerberuf zugewandt und wurde 1881 in den Kölner Schuldienst übernommen. In Köln fand er ein fruchtbares Arbeitsfeld. 1903 wurde er Mitbegründer des Vereins für rheinisch-westfälische Volkskunde, und im gleichen Jahre begründete er die Kölner Anthropologische Gesellschaft. Mit ihrer Unterstützung konnte er zahlreiche Grabungen durchführen und die Funde zu einer immer bedeutsamer werdenden Sammlung vereinigen. Diese Sammlung schenkte Rademacher der Stadt Köln; sie bildete den Grundstock des Museums für Vor- und Frühgeschichte. Seit 1918 leitete Rademacher das Museum hauptamtlich, und 1927 ernannte ihn die Kölner Universität zum Dr. phil. h. c.

Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle auf seine zahlreichen Arbeiten zur Deutschen Vorgeschichte einzugehen. Besonders betonen aber wollen wir, daß er stets bemüht war, die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung volkstümlich zu machen. Aus dieser Haltung heraus kam er schon bald nach der Begründung unserer Vereinigung zu uns, nahm an Tagungen teil und unterstützte uns mit Rat und Tat. Noch auf der Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Halle (Okt. 1934) zeigte er in manchen Gesprächen, wie ihn das Schicksal der Vereinigung bewegte. Wir werden seiner in Treue und Liebe gedenken!

Einladung
zur 8. öffentlichen germanenkundlichen Tagung in der Pfingstwoche 1935 zu Detmold

Dienstag, den 11. bis Freitag, den 14. Juni

Tagesordnung:
(Änderungen vorbehalten)

Dienstag, den 11. Juni:
19.30 Uhr Begrüßung und geselliger Abend im „Neuen Krug" (Hitlerdamm).

Mittwoch, den 12. Juni:
7.50 Uhr Abfahrt zu den Externsteinen. Bahnhof Detmold.
8.30 Uhr Besichtigung unter Führung.
11.30 Uhr Essen im Gasthaus Ulrich an den Externsteinen. (0.80 RM.)
13.00 Uhr Fahrt durch den Osning über Kohlstädt zu den Oesterholzer Stätten. Bericht Dr. Huth: „Die kultischen Roßrennen der Germanen."
15.00 Uhr Kaffeepause im Gasthaus Huneke in Oesterholz; anschließend Besichtigung des Sternhofes.
17.00 Uhr Rückfahrt nach Detmold.
20.15 Uhr Lichtbildervortrag im „Neuen Krug".
Prof. Dr. Reinerth: „Die Pfahlbauten Süddeutschlands als Zeugen nordischer Kulturhöhe."

Donnerstag, den 13. Juni:
8.00 Uhr Abfahrt zum Leistruper Wald, Besichtigung der vorgeschichtlichen Stätten und Denkmäler.
12.00 Uhr Essen im „Hotel Vialon" in Horn. (0.80 RM.)
13.00 Uhr Fahrt zum Stoppelberge; Besichtigung der vorgeschichtlichen Anlagen.
20.00 Uhr Zwangloses Beisammensein und Aussprache im Gesellschaftshaus (Bismarckstraße 4). Bericht Teudt: „Heidenmauer und Brunholdisstuhl."
Schluß der Tagung.

Freitag, den 14. Juni:
Ausflug zur Teutoburg und dem Hermannsdenkmal.
Bericht: „Die Stätten der Hermannsschlacht."

Die Tagung ist öffentlich, ihr Besuch steht allen Freunden unserer Bestrebungen frei, auch wenn sie nicht Mitglieder der Vereinigung sind.

Anmeldungen sind bis zum 1. Juni an die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold, zu richten, desgleichen Anfragen.

Auskunftstelle am 11. Juni: im Hotel Kaiserhof am Bahnhof und im Städtischen Verkehrsamt Detmold, im Rathaus (M. E. Reisebüro).
Für die Tagungsteilnehmer wird wie bisher in jeder Weise gesorgt.

Zur Gewinnung von Freunden und Teilnehmern können Einladungen angefordert werden.

Der Unkostenbeitrag (einschl. Lichtbildervorträge, aber ohne Fahrt und Verpflegung) beträgt 4.— RM. und ist bis 1. Juni auf das Postscheckkonto der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold, Postscheckamt Hannover Nr. 65 278 einzuzahlen. Schülerkarten für alle Veranstaltungen die Hälfte.

Die Sammlung „Deutsches Ahnenerbe"

wird in einem vorläufigen eigenen Heim in Berlin C 2, Brüderstraße 29/30, untergebracht (Rudolf-Herzog-Haus). Sie wird von Universitätsprofessor Dr. Herman Wirth, Berlin, in Verbindung mit dem Reichsnährstand am 5. Mai d. J. eröffnet durch eine Sonderausstellung

„Der Lebensbaum im germanischen Brauchtum"

Der uns von Prof. Dr. Wirth zugesagte Lichtbilder-Vortrag „Die Irminsul auf den Externsteinen" mußte deshalb leider auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1935 3200.

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 Mai / Wonnemond Heft 5

Das Hauptstammesheiligtum der Cherusker

Von H. A. Prietze, Hannover

Die Cherusker sind wohl der bekannteste deutsche Volksstamm, von dem die Geschichte zu berichten weiß, aber nur dem Namen nach, in Wirklichkeit weiß man so gut wie nichts von ihnen.

Wo haben sie gewohnt? Wie verliefen die Grenzen ihres Stammesgebietes? Welches sind ihre politischen und kulturellen Hauptorte gewesen? Was waren sie für Leute nach Körperbau, Gesichtsbildung und geistiger Veranlagung? Auf alle diese Fragen ist bisher von wissenschaftlicher Seite noch keine Antwort gegeben worden. Nur ganz vorsichtig hat man hier oder da den Schleier zu lüften versucht, der über diesem berühmten deutschen Volksstamm liegt. Jacob-Friesen hat z. B. die Gehrdener Burg mit Recht cheruskisch genannt. Schroller glaubt in einem Gräberfeld nördlich von Rinteln cheruskische Bestattungssitten nachweisen zu können; doch irrt er sich wohl, da kein Grund vorliegt anzunehmen, daß in jener Gegend vor der heutigen engerschen Bevölkerung eine cheruskische gesessen habe.

Was sonst, meist von philologischer Seite, zu dieser Frage beigesteuert worden ist, leidet bis heute an den Widersprüchen, die sich aus den römischen Schriftstellern herleiten. So findet man in historischen Karten den Cheruskernamen bald links, bald rechts der Weser eingetragen, bald nördlich von Minden, bald südlich davon, dann wieder quer über das Harzgebiet geschrieben, vielleicht weil der Kartenzeichner eine Namensverwandtschaft zwischen Harzern und Cheruskern annimmt, also eine Unsicherheit, die gerade in diesem Fall befremden muß.

Der Grund für die Ergebnislosigkeit der bisherigen Forschungen ist wie in so vielen ähnlichen Fällen darin zu suchen, daß man die Rassenkunde vollständig vernachlässigt hat. Verstände man die rassischen Zusammenhänge der heute lebenden Bevölkerung zu beurteilen und wüßte man, daß die erbmäßig bedingte Gestalt der Menschen sich auch in Jahrtausenden nicht verändert, so hätte man schon längst aus dem Bild, das die Bevölkerung der für das Cheruskerland überhaupt in Betracht kommenden Landschaften darbietet, die richtigen Schlüsse ziehen können. Statt dessen hat man die Frage nur historisch

untersucht in der stillschweigenden Annahme, einen Cheruskerstamm habe es nur bis zu der von Tacitus berichteten Niederlage gegenüber den Chatten oder höchstens bis zur Unterwerfung durch die Sachsen gegeben. In Verkennung aller sachlichen Bedingtheiten hat man also da, wo nur ein Name verschwand, einen ganzen lebendigen Volksstamm untergehen lassen.

Demgegenüber kann gar nicht stark genug betont werden, daß eine bäuerliche, fest im Boden verankerte Bevölkerung gar nicht aus der Landschaft hinweggewischt werden kann, es sei denn, daß eine ganz ungeheure Katastrophe über sie hereinbräche. Von einer solchen Katastrophe ist aber nicht das geringste für unsere Landschaft überliefert oder aus sonstigen Anzeichen festzustellen. Die Hessen und Sachsen haben die Cherusker ebensowenig aus ihren Sitzen verdrängt, wie die Preußen etwa die Hannoveraner seit dem Jahre 1866 aus dem Lande geworfen haben.

Es ist nun gar nicht schwer, in rassischer Hinsicht folgende Feststellungen zu machen: Einheitliche Volksstämme finden wir heute 1. in der Heide nördlich der Stadt Hannover, Leute, die sich als Heidjer bezeichnen lassen, 2. westlich davon, rechts und links der Weser, von Leese-Stolzenau bis vor die Tore von Bremen, die Altsachsen, 3. im Lippischen, Mindenschen und in Schaumburg die Engern und 4. die Bevölkerung des Leinetals oberhalb Hannovers.

Da die beiden nördlichen Stämme in das wohlbekannte Gebiet der Chauken oder Hugen fallen und die Engern ihren Namen bewahrt haben, bleibt also für die Cherusker nur der vierte Stamm, der des Leinetals übrig. Dies wird nun auch sonst bestätigt.

Wir wissen, die Cherusker waren ein starker, einflußreicher Stamm, der zur Zeit Armins seine politische Macht weit über seine engeren Grenzen ausgedehnt hatte. Der Krieg Armins gegen die Markomannen in Böhmen sagt in dieser Beziehung schon genug. Ein starker Stamm ist unter gleichrassigen Brüdern nur einer, der zugleich volkreich ist, also einer, der auf fruchtbarem Boden siedelt und diesen Boden auch gegen den Andrang begehrlicher Nachbarn zu verteidigen weiß.

Das fruchtbare Leinetal und die anschließenden Börden von Hameln, Einbeck und Dransfeld usw. können nur von einem starken Stamm bewohnt gewesen sein, um so mehr, als durch das Leinetal die einzige Nord-Südstraße westlich des Harzes geht, die zu beherrschen eine wichtige Aufgabe für starke Männer war. Da uns nun für diese Gegend von Tacitus und anderen Schriftstellern kein anderer Stammesname überliefert wird, so genügt schon diese Tatsache, den Cheruskern diesen Raum zuzuweisen. Es kommt weiter die schriftliche Überlieferung hinzu, daß die Cherusker Nachbarn der Chatten, der Fossen und der Engern gewesen sind. Da über die Wohnsitze der Engern und Chatten kein Zweifel besteht, die ersteren im Land zwischen Detmold und Minden, die anderen im heutigen Hessen zu suchen sind, auch die Fossen noch heute als Diemelfösse in dem Landstrich zwischen Brilon und Höxter bekannt sind, so bleibt also auch nach dieser Angabe nur das Land zwischen Weser und Harz für die Cherusker übrig.

Ferner: Der römische Prinz Germanicus führte seine Kriege in erster Linie gegen Armin und die Cherusker. Sein Ziel war ausgesprochenermaßen, Armin selbst in seine Gewalt zu bringen oder ihn landflüchtig zu machen. In Verfolg dieser Absicht mußte er seinen letzten Stoß, der die Entscheidung herbeiführen sollte, gegen das Kernland selber ansetzen. Er geht nach sorgfältigsten Vorbereitungen zwischen Minden und Rinteln über die Weser und marschiert an der Weser entlang nach Osten. In der Richtung seines Stoßes liegt das fruchtbare Land um Elze und weiterhin Alfeld. Wie Armin ihn durch Flankenstoß bei Eisbergen (Idiaviso) von diesem Vorstoß abgelenkt und ihn in den Wäldern beim heutigen Stadthagen (am Engernwall) sich verbluten ließ, wäre ein andermal zu schildern. Hier genügt es, aus der Richtung des kriegerischen Vorstoßes zu erkennen, wo sich das Stammland der Cherusker befand, oder besser gesagt: noch heute

befindet. Denn nach dem Beharrungsgesetz der lebendigen Natur muß man annehmen, daß die heutige Bevölkerung des Leinetals aus genau den gleichen Leuten besteht wie zur Zeit Armins. Der vorherrschende Typ läßt sich etwa folgendermaßen beschreiben: schlanker, nicht besonders kräftiger Knochenbau, schmales Gesicht mit langer, gerader Nase, die im Profil von der Stirnlinie wenig absetzt, kurze Oberlippe, spitzes Kinn. Die schmale Stirn verläuft nach hinten in einen langen geraden, wenig gewölbten Scheitel. Das Haar ist von ganz auffallender Dichte und Feinheit, auch beim männlichen Geschlecht, seine Farbe ist blond bis braun, gleichmäßig aber nicht lebhaft in der Farbe.

Dieser Typ mit nur wenig fremden Einsprengungen findet sich nun in einem Gebiet, dessen Grenzen folgendermaßen verlaufen: Im Norden ist der ost-westliche gerichtete Lauf der Leine bei Hannover die Grenze, im Westen verläuft sie von Wunstorf über Nenndorf nach Lauenau, überquert den Süntel und erreicht die Weser östlich von Hessisch Oldendorf, folgt dem Weserlauf bis Hameln, schneidet ihn dort und verläuft auf der Westseite etwa bis Polle, dann wieder der Weser entlang bis Karlshafen und das Diemeltal aufwärts bis dicht vor Kassel. Dort biegt die Grenze nach Osten ab, folgt dem Lauf der Fulda und dann dem der Werra, den sie etwa bei Gertenbach verläßt. Die Leine wird bei Schneen erreicht und überschritten. Dann verläuft die Grenze östlich der Göttinger Berge nach Norden, kommt bei Gieboldehausen dem Harz nahe, zieht sich dann wieder mehr nach der Leine hin und endet bei Hannover.

Der Befund gestattet keinen Zweifel, daß die so beschriebenen hier wohnenden Leute den Kernstamm der Cherusker ausmachen, zweifelhaft ist nur, ob die kleineren Stämme oder Stammessplitter in dem Viereck zwischen Hildesheim, Goslar, Braunschweig und Lehrte von jeher sich zu den Cheruskern gerechnet haben, oder ob hier spätere Umsiedelungen stattgefunden haben, wie man schon vermutet hat. Für einen, der nicht geübt ist, rassische Beobachtungen zu machen, bestätigt sich die angegebene Grenze auf langen Strecken durch die noch vorhandenen oder nachrichtlich überlieferten Grenzwälder. Im Norden z. B. das breite Waldgebiet, das sich von Peine bis Wunstorf hinzog und dort seinen Anschluß an den erst im Mittelalter gerodeten engerschen Grenzwald fand.

Haben wir so das Stammesgebiet der Cherusker in seinen Umrissen kennengelernt, so möchten wir nun auch etwas von der inneren Austeilung wissen, und da wird uns zunächst daran gelegen sein, den alten Vorort und das Hauptheiligtum kennenzulernen.

Auf der Suche danach wird man schwerlich fehl gehen, wenn man diese Örtlichkeiten im geographischen Mittelpunkt des Landes vermutet. Denn es war selbstverständlich, daß der Hauptort so gelegen war, daß die Stammesgenossen zur Landesversammlung und zum Hauptheiligtum nach Möglichkeit gleiche Wege hatten. Daneben erforderte der Ort gute Wegeverbindungen nach allen Seiten.

Beachten wir diese Notwendigkeit und messen danach den Mittelpunkt des Cheruskerlandes aus, so kommen wir in die Gegend von Alfeld an der Leine oder ein wenig südlich davon. Hier ist also, wie der Dichter des Heliand gesagt haben würde: „Heri endi Handmahal endi Hobidstedi", der Cherusker zu suchen.

Auf Alfeld laufen auch alle alten Straßen des Cheruskerlandes zusammen, nämlich die Straßen von Hameln, Hannover, Hildesheim, Goslar, Gandersheim, Göttingen und Holzminden.

Hier spricht nun auch der Name Alfeld für sich. Die Hauptthingstatt auf Island hieß das Allthing, bei den alten Thüringern wird als Versammlungsort des gesamten Stammes noch in späterer Zeit der Ort Allstedt genannt. Was wird also Alfeld anders bedeuten, als das Feld, auf dem sich alle Cherusker zu versammeln pflegten? Höchstens könnte man annehmen, weil das A in Alfeld heute meist lang gesprochen wird[1], der

[1] Die Alfelder selbst sprechen das A kurz, im Volksmund heißt der Ort Allefelle.

Name könne mit dem altsächsischen Wort Alah zusammenhängen, das Heiligtum bedeutet, das wäre aber auch ein Hinweis auf einen Versammlungsort.

Feld bedeutete in alter Zeit nicht ein Ackerfeld, sondern gerade im Gegenteil das unbebaute Feld, woher man denn auch heute noch sagt: ins Feld ziehen, oder: es liegt etwas im weiten Feld. Es ist das Feld, das außerhalb der Feldmark gelegen, niemandes persönliches Eigentum sein konnte, ebenso wie der Wald im alten Deutschland. Im übervölkerten Germanien, das schon seit unvordenklichen Zeiten immer wieder seine Söhne und Töchter über die Grenzen schickte, weil sie daheim keinen Platz mehr fanden, gab es nur dort unbebautes Feld, wo der Boden entweder überhaupt keinen Anbau lohnte, oder wo er aus besonderem Grund dem Anbau entzogen war. Das erstere war in der Gegend von Alfeld sicher nicht der Fall, es bleibt also nur die zweite Möglichkeit, daß es sich nämlich hier um ein Feld handelte, das zu öffentlichen Zwecken zu dienen hatte. Ein solcher öffentlicher Zweck konnte an der Stelle, wo Alfeld liegt, nur der sein, die großen Landesversammlungen aufzunehmen.

Solche Landesversammlungen dauerten, wie wir aus den Isländischen Erzählungen wissen, eine ganze Reihe von Tagen. Man kam, um Rechtshändel endgültig zu schlichten, um Umlagen zu beschließen, um Waffenübungen im größeren Verbande abzuhalten und nicht zum wenigsten auch um ein Fest zu feiern. Nicht nur die Abgeordneten der einzelnen Gaue erschienen auf diesem Thing, sondern alles, was sich irgend von Hof und Haus freimachen konnte. Dazu fanden sich selbstverständlich auch Handwerker und Händler ein, die die gute Gelegenheit, ihre Ware loszuwerden, nicht versäumen wollten. Kurzum eine große Volksmenge war auf dem Feld unterzubringen. Am Rande des Feldes standen die Planwagen, auf denen man zum Fest gekommen war. Die Wohlhabenderen hatten, wie in Island, ihre eigene Unterkunftshütte an angestammtem Platz, die zum Fest jedesmal neu instand gesetzt wurde, wie die Ausgrabungen auf der Altenburg in Hessen uns belehrten. Ein Teil des Feldes mit einem künstlich aufgeworfenen Sprechhügel diente dem ernsthafteren Teil des Things, den politischen und gesetzgeberischen Handlungen, ein anderer den Waffenübungen in geschlossenen Verbänden, ein anderer den Spielen und Pferderennen.

Andere alte deutsche Ortsnamen, die mit feld zusammengesetzt sind, bestätigen, daß mit diesem feld ein Versammlungsfeld gemeint wird. Man denke an Mannsfeld und Bursfeld, wo die Mannen und Buren sich versammelten, an Bothfeld und Bodenfelde, wohin man „entboten" wurde, an Hünfeld und Hundsfeld, wo die Hünen, das sind die Gauführer, zusammenkamen oder die Versammlung leiteten, an Rothenfelde oder Raesfeld (früher Radesfeld), wo man zur Beratung zusammenkam, an Bielefeld, wo ein Schwert (bil) als Zeichen, entsprechend dem Roland auf den Marktplätzen unserer Städte, aufgerichtet war, an Gohfeld und andere Namen dieser Art.

Zur Hauptversammlungsstätte gehörte im alten Germanien notwendig auch ein Hauptheiligtum, nur dürfen wir es nicht auf dem staubigen, sonnendurchglühten Thingfeld suchen, wo der Lärm und das Gedränge jede Andacht stören mußte. Es muß abseits gelegen haben in stiller Waldeinsamkeit, wo die Natur auch die Herzen stille machte und zur Gottheit erhob.

Damals ging man nicht zum Heiligtum, wie man heute zur Kirche geht, nämlich einzeln, jeder für sich, sondern der Gang zum Heiligtum war, wie alles, was damals geschah, gemeinsame Angelegenheit. Man wallfahrte in geschlossenem Zuge vom Thingfeld zum Heiligtum. Hierzu gehörte eine Wallfahrtsstraße, ein „hilliger Pad". Man kennt solche Wallfahrtsstraßen noch an verschiedenen Orten Deutschlands. So findet man im Leistruper Wald, südlich von Detmold, eine lange schnurgerade Steinsetzung von beträchtlicher Länge, die nur als Einfassung einer solchen Straße gedeutet werden kann. Auch die Fürstenallee bei Österholz ist wohl so zu deuten. Zwischen Schildesche und Stadt

Enger wird gesprochen von dem „Hasenpfad (Asenpfad), den König Weking trat", bei Eisbergen, wo wahrscheinlich ein Heiligtum der Freya (Idis, woraus Eis geworden ist) bestand, findet sich noch der Flurname „am hilligen Pad".

Nun brauchen wir in der Umgegend Alfelds nicht lange zu suchen, um das alte Heiligtum und den Weg dorthin zu finden. Der Name Teufelskirche, den wir bei einem Berge im Sackwald südlich Alfelds auf der Karte lesen, leitet uns. Wodan, Donar und Tiu werden in der zu Karls des Franken Zeiten aufgesetzten Abschwörungsformel Teufel genannt. So ist der Name Teufelskirche jedenfalls eine christliche Verschandelung eines heidnischen Heiligtums, das einem der genannten Gottheiten geweiht war. Wie käme sonst dieser Name an diesen Ort? Etwas Teuflisches hat der Ort durchaus nicht, wohl aber etwas sehr Großartiges und Stimmungsvolles. Über einer rings eingeschlossenen Wiese erheben sich drei mächtige bewaldete Berggipfel, von denen der linke die Teufelskirche ist, der mittlere Paradiesgarten heißt und der dritte den Namen Ahrensberg oder Adlerberg trägt. Alle drei Berge sind die Enden schmaler Grate, die sich von dem von Nordwest nach Südost streichenden Hauptstrang des Sackwaldes nach Westen hin abzweigen.

Der Gipfel des Berges, der heute die Teufelskirche heißt, hat an seinem vorderen Ende eine Art Plattform, die etwas höher liegt als der übrige Rücken des Berges. Hier könnte die Säule gestanden haben, die alle germanischen Hauptheiligtümer geschmückt zu haben scheint, das Symbol der göttlichen Weltordnung und Gerechtigkeit. Ein etwas tiefer gelegener Platz dicht dahinter könnte das Gebäude getragen haben, wo nach unserer Väterart die Feldzeichen der Cherusker aufbewahrt wurden. Jedenfalls fällt es auf, daß auf diesem Berg sich solche zu diesen Zwecken geeignete Flächen finden, die den andern sehr schmalen Bergrücken fehlen und der Natur dieser Kalkberge nicht entsprechen. Es scheint, als ob hier menschliche Hände nachgeholfen und Abtragungen vorgenommen hätten. Der jetzt bewaldete Berg wird früher kahl zu denken sein, so daß die Säule weithin sichtbar gewesen ist.

Der Weg zur Teufelskirche oder Wodansberg, wie wir wohl besser sagen, benutzt von Alfeld aus zunächst die Heerstraße nach Gandersheim, biegt dann vor Everode links in ein Seitental ein, das bald sich rechtwinklig nach Süden wendet. Nun ist es auffallend, daß sich in dem sonst bewaldeten Gelände ein beiderseits gradlinig begrenzter Streifen Ackerland und Wiese zwischen den Bergen hinzieht, grade als ob die Kulturgrenzen noch die Grenzen des breiten Wallfahrtsweges festgehalten hätten. Wir finden es ja noch häufig, daß heutige Grenzen urälteste Verhältnisse verraten. So zieht sich z. B. ein drei Kilometer langer, nicht mehr als hundert Meter breiter Streifen Waldeckschen Gebietes nach der Herlingsburg bei Schieder hinauf. Ähnliches finden wir an dem altheiligen Kötterberge, bei dem Dreihügelheiligtum von Österholz und sonst noch vielerorts. In der Tat zeigt auch hier die Karte einen ganz merkwürdigen Verlauf der Gemarkungsgrenzen. Vom Eingang des Tales zieht sich, zweinndeinhalb Kilometer lang, ein ganz schmaler, meist nur hundert Meter breiter Streifen hin und endet in einer etwas breiteren Fläche an der Südseite des Ahrensberges. Eine auch nur ähnliche Bildung der Gemarkungsgrenzen ist mir nirgends bekannt, sie kann sich nur ergeben und über die spätere Gemeinheitsteilung des Sackwaldes hinaus nur so erhalten haben, weil der Staat oder die Kirche als seine Nachfolgerin von Anfang an die Hand auf dies Gelände gelegt hatte. Eins ist sicher, daß der Weg zum Wodansberg von Alfeld als Wallfahrtsstraße gar nicht besser gewählt sein könnte. Sobald wir in das Seitental eingebogen sind, umfängt uns die Stille des Waldes und die Majestät der hohen Berge. Allerdings legt sich zur Linken bald ein bewaldeter Hügel vor, der den heiligen Berg zunächst den Blicken verbirgt, aber sind wir zwischen den Bergen etwa eine Viertelstunde nach Süden gewandert, so stehen wir plötzlich um so überraschter vor den majestätischen Gipfeln. Zu ihren Füßen breitet sich ein Wiesengrund voll saftiger Gräser, von einem klaren Bach durchflossen und be-

wässert. Wo kommt der Bach her? Wir verfolgen ihn etwa hundert Schritt in das Tal hinein, das links die Teufelskirche, rechts der Paradiesgarten genannte Berg begrenzt, und siehe da, schon sind wir an seiner Quelle. Jetzt ist sie unter tiefem Laubfall fast verdeckt, früher aber war sie wohl in eine saubere Einfassung gebettet, als sie noch die heilige Quelle war, die bei keinem germanischen Heiligtum fehlen durfte.

Um die Quelle herum wird der eigentliche heilige Bezirk gewesen sein, auf den von oben herab die Säule auf dem Wodansberge herabblickte. In großem Kreis um den heiligen Bezirk herum, auf den ansteigenden Hängen der Berge lagerte sich das wallfahrende Volk, wie heute noch an dieser Stelle am Himmelfahrtstage die Landleute der Umgegend sich in uralter Überlieferung zusammenfinden, um sich der Schönheit der Natur hinzugeben. Es ist dieser Tag wohl der einzige im Jahr, an dem die sonst nur von dem Schrei des Bussards unterbrochene Stille des Tals gestört wird.

Doch ist es nicht nur romantische Phantasie, daß wir, von der stimmungsvollen Landschaft verleitet, uns grade hier das Hauptfest des Cheruskerstammes vorstellen? Einige Zeugen haben wir schon für unsere Vermutung gefunden: die Bergnamen, den Wallfahrtsweg, die Quelle. Es gibt aber noch mehr. Der beste ist wohl der Name des östlich am nächsten gelegenen Dorfes Irmenseul. Wie käme der Name hierher, wenn er nicht mit dem Wodansberge zusammenhinge? Der Name ist alt und wird schon in frühen Urkunden genannt. Die Gemarkung des Dorfes reicht bis an die Teufelskirche und die Quelle an dem Fuß des Berges heran. Die örtliche Beziehung ist also eine unmittelbare. Der Ort wird auch in einer sagenhaften Erzählung der 1590 in Hamburg erschienenen Corveyschen Chronik von Letzner mit der von Karl dem Franken zerstörten Irminsul in Verbindung gebracht. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Säule, die auf der Teufelskirche gestanden hat, eine andere war als die von Karl zerstörte. Ich vermute, daß der Name Irminsul für alle Hauptsäulen gebraucht wurde, im Unterschied zu den gewöhnlichen Säulen, die eine Gauthingstätte in Sachsen zu bezeichnen pflegen. Die nächst südlich von Alfeld gelegenen Gaue von Greene und Einbeck hatten ihre Thingstatt beide auf Bergen, die heute noch Sülberg heißen.

Die Letznersche Erzählung lautet nun folgendermaßen: Als Karl der Franke die Irminsäule auf der Eresburg umgestürzt hatte, wurde die Säule von den frommen Anhängern des alten Glaubens nach Corvey gebracht und dort vergraben oder verborgen. Da sich um diesen Ort ein Kultus der Altgläubigen bildete, ließ der Bischof von Hildesheim zu den Zeiten Ludwigs des Frommen die Säule wegführen, um sie in seine Stadt zu bringen. Auf dem Wege nach Hildesheim kam der mit der Säule beladene Wagen durch das Dorf Irmenseul. Dort entspann sich ein Kampf zwischen den Hütern des Wagens und den Altgläubigen, die sich der Wegführung ihres Heiligtums widersetzen wollten. Auf beiden Seiten fielen bei diesem Kampf acht Mann. Aber die Säule kam glücklich nach Hildesheim und steht dort zu einem Leuchter umgestaltet im Dom.

An dieser Überlieferung ist verschiedenes auszusetzen. Die Eresburg und Corvey gehören zum Sprengel des Bischofs von Paderborn. Der Hildesheimer Bischof, dessen Bistum überdies eben erst eingerichtet war, konnte nicht in den Sprengel des älteren Bistums Paderborn eingreifen und dort gewissermaßen Polizeigewalt ausüben. Ferner liegt das Dorf Irmenseul nicht an der Fahrstraße zwischen Corvey und Hildesheim, diese ging vielmehr über Alfeld zehn Kilometer nördlich des Dorfes vorbei. Man versteht leicht, wie eine solche sagenhafte Überlieferung entstanden sein kann. Die Irminsäule im Hildesheimer Dom scheint Tatsache zu sein, sie wurde bis in neueste Zeit dort gezeigt, ein aus Kalksinter bestehender Säulenrest. Die Irminsäule, die Karl umstürzte, ist dem Erzähler aus Chroniken bekannt gewesen, er versuchte sie irgendwie mit der Säule in Hildesheim in Beziehung zu bringen. Originell ist an der Erzählung nur der Kampf bei dem Dorf Irmenseul und die Geschichte von der zeitweiligen Verbergung der Säule. Hier

kann man eine örtliche Überlieferung aus der Winzenburger Gegend vermuten. Der geschichtliche Kern wird der sein, daß nicht die Irminsäule der Eresburg, sondern die von der Teufelskirche eine Zeitlang im stillen verehrt worden ist und natürlich nicht in Corvey, sondern bei dem heutigen Dorf Irmenseul, das danach den Namen bekommen hat. Hier in Irmenseul war der Bischof von Hildesheim zuständig und mußte, um seine Autorität zu sichern, dem Ärgernis ein Ende machen, wobei es dann zu dem blutigen Widerstand der Umwohner kam. Nach dem Kunstschriftsteller Dehio hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Irmenseul eine Kirche gestanden, in der eine einzige Mittelsäule die Gewölbe trug. Vielleicht ist diese Säule noch ein Nachklang zu der germanischen Irminsäule, die die Stütze des Weltalls darstellte (nach E. Jung: Irmenseul und Rolandssäulen).

Die Winzenburg, von der eben die Rede war, gehört übrigens auch in gewissem Sinne zu dem Hauptheiligtum der Cherusker. Der Name soll ursprünglich zu der Wallburg gehören, die heute Hohe Schanz heißt und südlich der mittelalterlichen Feste liegt. Die Hohe Schanz schützte das Hauptheiligtum gegen Angriffe von Süden. Das Geschlecht, dem die Obhut dieser wichtigen Anlage übertragen war, die Winzenburger, waren im frühen Mittelalter wohl das mächtigste und reichste Geschlecht im Leinetal. Man darf daraus schließen, daß seine Wurzeln bis in allerälteste Zeit zurückgingen. Vielleicht sind sie in männlicher oder weiblicher Linie Abkömmlinge des Geschlechts, aus dem Armin, der Befreier Deutschlands, stammt. Für unsere Untersuchung ist es jedenfalls von Bedeutung, daß dies mächtige Geschlecht grade hier seinen Stammsitz hatte.

Ein weiterer Beweis ergibt sich aus der Ortungslehre, wie sie von Wilhelm Teudt begründet und von verschiedenen anderen Forschern ausgebaut worden ist. Diese Lehre besagt, daß im alten Germanien zu Kalenderzwecken Hauptrichtungslinien durch Landmarken festgelegt waren. Schriftliche Überlieferungen für diesen germanischen Gebrauch haben wir aus Island, wo ebenfalls sogenannte Mittagsmarken oder auch Abendmarken durch Säulen auf hohen Bergen festgelegt waren. Wenn man sich die hohe Wichtigkeit des Kalenderdienstes für die Landwirtschaft der damaligen Zeit vorstellt und sich vor Augen hält, daß es ja gedruckte Kalender noch nicht gab, so hat diese Einrichtung nichts an sich, was irgendwie unglaubhaft wäre. Es ist auch das Gegebene, daß diese Richtungsmarken nach Möglichkeit mit den wichtigsten Orten des Landes, den Thingstätten und Heiligtümern in Verbindung gebracht wurden. Teudt hat in seinem Buch „Germanische Heiligtümer" Nord-Süd-Linien und Ost-West-Linien festgestellt, andere Forscher, wie Fricke in Mühlhausen, haben Linien erforscht, die nach dem äußersten Punkt des Sonnen- oder Mondaufgangs ausgerichtet sind.

Es reizt natürlich, zu untersuchen, ob nicht auch durch die Teufelskirche eine solche Ortungslinie geht. Und in der Tat, wenn man durch den höchsten Punkt der Teufelskirche, dort, wo die Irminsäule gestanden haben kann, die Nord-Süd-Linie zieht, so geht diese Linie zunächst südlich genau durch die Kirche von Klein-Freden. Diese Kirche hat eine so eigenartige Lage auf einem Hügel, daß man annehmen darf, sie steht auf einem Platz, der schon in vorchristlicher Zeit ein Heiligtum getragen hat. Auch der Name Freden, der soviel bedeutet wie das griechische Wort Asyl, unterstützt diese Annahme, denn die Stätten, wo Priester ihres Amtes walteten, sind meist durch das Asylrecht, das ihnen bis in christliche Zeit verblieb, ausgezeichnet gewesen. Der Name Freden hängt mit Friedhof zusammen, dem befriedeten Raum um das Heiligtum. Weiter nach Süden trifft unsere Linie den Süllberg bei Naensen, wo der Gau Greene seine Thingstätte hatte. Noch weiter südlich schneidet sie den Gipfel des Süllberges bei Sülbeck, wo die Gauversammlungen des Sülbeckgaues nach urkundlichen Nachrichten stattfanden. Ob dann noch weiter im Süden auch die Gauthingstätte des Leinegaues bei Göttingen geschnitten wird, muß unausgemacht bleiben, da diese auf der Karte nicht angegeben ist. Die drei anderen Punkte liegen so genau auf der Linie der Irminsäule auf dem Wodansberg, daß man nicht mehr

an Zufall glauben kann. Man hat die Süllberge jedenfalls so ausgesucht, daß sie mit ihrer Sülle oder Säule auch Ortungszwecken dienen konnten. Aber nicht genug mit der Aufreihung dieser vier wichtigen Orte auf der Nord-Süd-Linie, es tritt noch ein fünfter von ebenso großer Bedeutung hinzu. Wenn man nämlich von der Kirche in Freden genau nach Westen zielt, so erreicht man haarscharf auch die Kirche von Kaierde. Dieser Ort mit dem merkwürdigen Namen hieß früher Gogardun, also Gaugarten, Thingstatt eines Gaues. Es sind also die sämtlichen in der Nähe gelegenen Gauthingstätten an ein Ortungsnetz angeschlossen, das seinen Ausgang offenbar von Freden genommen hat, wo der Sitz der Ortungsbehörde war, wie wir heute sagen würden.

Fassen wir in Gedanken alles zusammen, was wir hier mit Hilfe der Stammeskunde, der Kenntnis der Verkehrswege, der Ortsnamenkunde, der Ortungslehre und zum Teil auch urkundlicher Überlieferung für die Bedeutung der Gegend um die Teufelskirche beigebracht haben, und nehmen dann noch die ungewöhnlich passende Lage und Bodengestaltung der Örtlichkeit hinzu, so kann wohl kein Zweifel mehr bestehen, daß wir hier das Hauptheiligtum der Cherusker zu suchen haben. Irgendwo muß es gewesen sein. Die Forschung könnte zu einem anderen Ergebnis nur kommen, wenn es irgendwo an der Leine, zwischen Weser und Harz einen Ort gäbe, der den natürlichen Erfordernissen für einen solchen Ort noch besser entspräche als dieser.

Sollte man sich aber allgemein überzeugen, daß diese unsere Vermutungen das Richtige getroffen haben, so wäre es wohl angebracht, die Gegend um die Teufelskirche vor Entweihung zu schützen und sie zu einem Erinnerungsplatz auszugestalten, wie es der Ort wohl verdiente, auf dem Armin seine Stammesbrüder so oft zu den für die ganze deutsche Geschichte entscheidenden Kämpfen angespornt und nach errungenen Erfolgen die siegreichen Feldzeichen mit Dankopfern wieder zum Heiligtum zurückgebracht hat.

Queste und Keltenkreuz

Von Hermann Harder

In der englischen Zeitschrift „The Illustrated London News“ (17. 11. 1934) veröffentlicht Miß M. E. M. Donaldson einen Aufsatz über „Kreuze von Argyllshire“. In dieser Arbeit berichtet sie über alte Steinkreuze aus ihrer Heimat, der schottischen Grafschaft „Argyllshire“, und veranschaulicht die behandelten Denkmäler durch Lichtbilder, die sie selbst aufgenommen hat. Die kleine Abhandlung birgt wertvollen Stoff, nur weiß die Verfasserin nicht, ihn zu verwenden; denn von den Ergebnissen unserer deutschen Vorgeschichtsforschung ist noch nicht die leiseste Kunde zu ihr gedrungen. Der Aufsatz von M. E. M. Donaldson ist mir ein willkommener Anlaß, über die sogenannten Keltenkreuze zu sprechen, von denen ich in Irland mehrere mit eigenen Augen sah.

Allen Lesern der Zeitschrift „Germanien“ vertraut ist die Form der „Queste“, die auf dem Questenberg im Südharz alljährlich zu Pfingsten erneuert wird: ein Radkreuz, dessen Arme den Kreisumfang überragen (Abb. 1). Die Keltenkreuze stellen die Queste dar, in Stein übertragen. Die Engländer nennen diese Form „wheel cross“, also wie wir: Radkreuz. Eine Landmarke aus Kilchoman, Insel Islay, welche die Gerichtsbarkeitsgrenze der Keltischen Kirche kennzeichnete, zeigt die Queste in einfacher Gestalt; das Radkreuz von Kildalton, Islay, weist eine verfeinerte Ausführung auf (Abb. 2 u. 3). Das Kreuz auf dem Kirchhof in Kilchoman, Islay, über das wir noch sprechen werden, zeigt die spätere Entwicklung. Sie stellt das ursprüngliche Rad nur noch sinnbildlich dar durch eine Rundung des Steins (Abb. 4). Auf diese Kreisfläche wird dann noch später der Leichnam des Erlösers gehängt, und die Umwandlung ins Christliche ist vollzogen (Abb. 5).

Welche Bedeutung kommt der Queste oder dem Radkreuz ursprünglich zu? Man hat das Radkreuz mit der Sonne in Verbindung gebracht, es als Sonnenrad angesehen, das

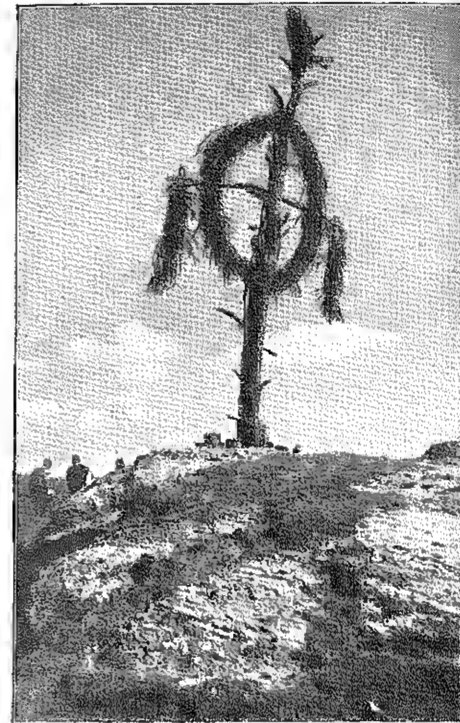


Abb. 1. Die Queste auf dem Questenberg im Südharz, die alljährlich zu Pfingsten erneuert wird. (Vgl. Germanien 1934, Heft 11.)



Aufn. Donaldson

Abb. 2. Eine Landmarke aus Kilchoman, Insel Islay, welche die Gerichtsbarkeitsgrenze der Keltischen Kirche kennzeichnete.

ja noch heute im Volksbrauch fortlebt als Feuerrad, das in der Johannisnacht den Berg hinunterrollt. Auch das altgermanische Julfest — vergleiche schwedisch „hjul“, Rad, und „jul“, Weihnachten — scheint seinen Namen von dem Sonnenrad herzuleiten.

Wir stützen uns hier nicht auf die Anschauungen Herman Wirths, die bekanntlich sehr umstritten sind. Zum Glück besitzen wir jetzt in Otto Sigfrid Reuters „Germanischer Himmelskunde“ (J. F. Lehmanns Verlag, München) ein Werk, das zuverlässig auf alle Fragen antwortet, die mit dem himmelskundlichen Weltbild der Germanen zusammenhängen.

Reuter erbringt zwei Belege für die germanische Auffassung der Sonne als eines Rades. Er schöpft sie aus den im 12. Jahrhundert auf Island aufgezeichneten sternkundlichen Beobachtungen, die unter dem Namen Odda Tal bekannt sind (Reuter 648, 696). In der Queste kann also das Sonnenrad versinnbildlicht sein. Ungleich häufiger aber als die Vorstellung des Sonnenrades ist bei unsern germanischen Vorfahren die des Himmelsrades bezeugt. Darüber hinaus findet sie sich bei allen indogermanischen Völkern. Das Rad bezeichnet die kreisende Bewegung des Sternhimmels.

Dieses Kreisen des Himmelsrades führt bei den Indogermanen, also auch bei den Kelten, zur Vorstellung der Himmelsmühle (Reuter unter „Himmelsrad“, „Himmelsmühle“). Für sie bringt Reuter aus allen indogermanischen und germanischen Gebieten eine Fülle von Zeugnissen. Er sagt darüber zusammenfassend: „Die dauernde Rechtskreisung des Sternhimmels um den Drehpunkt wird im römischen, griechischen und indischen Altertum als Mühle oder Tenne gesehen, die von den kreisenden Sternen als Dresch- oder Mühlenochsen in Drehung gehalten wird. Die germanische Vorstellung ist wurzelverwandt. Der Himmel gab in jeder Sternnacht das uralte Bild der großen Wunschmühle,



Abb. 3. Das Radkreuz von Kildalton, Insel Islay.
Aufnahmen: Donaldson

Abb. 4. Das Kreuz auf dem Kirchhof von Kilchoman, Insel Islay. Am Fuße die Höhlung und der Stößel.

Abb. 5. Das Kruzifix des Priors Colin (der im Jahre 1510 starb) auf der Insel Oronsay.

die von selber mahlt. Sie ist ein Sinnbild der astronomischen Weltachse und des Himmelsumschwungs" (242).

Schon in der Steinzeit scheint der germanische Norden die Himmelsmühle gekannt zu haben. Darauf läßt der Fund aus dem Skjelmoor, Lysgaard Herred in Jütland, schließen. Dort entdeckte man im Jahre 1880 beim Torfgraben „die beiden runden, abgeschliffenen und noch mit dem Mühlauge versehenen granitenen Mahlsteine einer alten Handmühle unter ... einem senkrecht über den Steinen aufgerichteten Baumpfahl, der, gemäß der lappischen und altsächsischen Entsprechung, als Weltsäule zu deuten ist" (242).

Daß mit den Keltenkreuzen sich diese uralte Vorstellung des Himmelsrades, der Himmelsmühle verbindet, erweist das Kreuz von Kilchoman (Abb. 4). Wie auf der Abbildung deutlich erkennbar ist, „befindet sich zur rechten Hand in der Ecke der Sockelplatte, auf der das Kreuz steht, eine Höhlung und links davon ein Stein, den sein Gebrauch als Stößel (a sort of pestle) in der Höhlung erweist. Dies ist wahrscheinlich einer der 'clachan brath' oder Steine des Gerichts (stones of judgment), wie sie in Irland in Gebrauch waren und noch sind. Im westlichen Hochland werden sie hauptsächlich mit Jona in Verbindung gebracht, wo sie in einer Höhlung in dem Altar benutzt wurden, der vor St. Johannis Kreuz stand. Es war der Brauch, die Steine dreimal rund zu drehen, (deisil), sonnläufig (sunwise), augenscheinlich mit dem Gedanken, den Tag des Jüngsten Gerichts zu beschleunigen, der, wie man glaubte, nicht kommen werde, bis das Drehen des Steins die Höhlung durch den Steinsockel bohre."

Dieser Bericht von M. E. M. Donaldson ist überaus wichtig. Daß der Brauch vor einem St.-Johannis-Kreuz stattfand, erinnert uns an die Feier der Sonnenwende, deren Schutzheiliger St. Johannes in christlicher Zeit geworden ist. Der Bericht läßt schließen, daß vor den Radkreuzen ursprünglich Altäre errichtet waren — statt deren später der Sockel benutzt ward —, in denen man einen Stein sonnläufig in einer Höhlung drehte. Dieser Stein in der Höhlung stellt die Urform der Mühle dar, die Handmühle der Steinzeit. Durch diesen Zauber, der sich bis in unsere Tage auf keltischem Boden erhalten hat (Irland), wollte man nicht etwa den Jüngsten Tag herbeirufen, wie spätere christliche Ausdeutung besagt, sondern wahrscheinlich den Weltuntergang aufhalten, das Himmelsrad in seiner Drehung stärken.

Auch von dem Kreuz in Kilberry Castle, Knapdale, teilt die Verfasserin mit: „An der Vorderseite links ist eine kreisförmige Vertiefung, und längs des Randes sind Abnützungsspuren. Die letzteren sind, so erzählt man sich, von den Knien jener gemacht, die für ihre Sünden büßten, indem sie einen Stein sonnläufig (deisil) in der Höhlung drehten. Aber hier ist der steinerne Stößel verlorengegangen."

Über die kultische Bewegungsrichtung bei den Germanen sagt Reuter: „Alle Bewegungen sind, wenn sie heilsam sein sollen, sonnläufig, d. i. rechtsherum auszuführen" (33). Er gibt dafür zahllose Beispiele und beweist die Heiligkeit der sonnläufigen Bewegung auch bei den anderen indogermanischen Völkern. Nur bei den Kelten möchte Reuter eine Ausnahme annehmen. „Es wäre also zu fragen, ob der keltischen Bevölkerung überhaupt eine linksläufige Segensrichtung gebräuchlich gewesen sei? Jedenfalls berichtet Plinius (na t hist. 28, 25), dem wir eine bedeutende Zahl wichtiger Nachrichten auch über die keltischen Druiden und deren Bräuche verdanken, von den jenseitigen Galliern, daß sie entgegen der römischen Rechtsdrehung des Körpers beim Gebet in der Wendung linksherum die frömmere Sitte sehen" (38). Durch die soeben erwähnte Sitte, den Stein vor den Keltenkreuzen rechtsherum zu drehen, wird die Auffassung Reuters erschüttert. Auch hier in einem rein keltischen Gebiet geht die heilige Bewegung sonnläufig (deisil, sunwise).

Mag es sich nun bei diesen Kreuzen um das Himmelsrad oder das Sonnenrad handeln, in beiden Fällen ist die Beziehung zur Sonne gegeben, nicht nur durch die Drehung des Steins in Sonnenrichtung, sondern auch dadurch, daß mehrere dieser Kreuze eine Sonnenuhr tragen, so das Kreuz von Kilberry Castle, Knapdale, in dessen Sockel sich noch die Höhlung zum Drehen des Steines findet. „An der Rückseite des Kreuzes, in der Ecke, die der Höhlung gegenüberliegt, ist eine Sonnenuhr eingeritzt (scored)." Die Verfasserin setzt hinzu, daß es dafür noch mehr Beispiele gebe. Auch dieser Zeitmesser nach dem Stand der Sonne am Himmel wird nicht zufällig sich an Kreuzen finden, die das Himmels- oder das Sonnenrad versinnbildlichen.

Diese Bemerkungen wollen nicht die Frage der Keltenkreuze erschöpfen, sondern nur einen ersten Hinweis geben. Schon die reichen Tier- und Schlingbandverzierungen an diesen Kreuzen — eine Schmuckkunst, welche die Kelten mit den Germanen der Völkerwanderung teilen — verdienen eingehende Untersuchung. Viele dieser Zierate und Sinnbilder sind noch ungedeutet. Auch die frühesten Darstellungen des Gekreuzigten sind ein Anlaß zum Kopfzerbrechen.

Eingehen möchte ich nur noch auf jenes merkwürdige Steinbild (Abb. 6), das nach M. E. M. Donaldson im Volksmund den Namen führt „der träge Gott" (Lazy God), und das in der Tat an ein Götterbild erinnert. Die merkwürdige Gestalt, die Gesichtszüge lassen ähnliche Bildwerke aus der deutschen Frühzeit, unbestimmten Alters, vor uns auftauchen. Der Dargestellte hat an Stelle der Arme zwei „Wirbel". Die kreisförmigen Spiralen lassen an ein hohes Alter denken; denn die abendländische Bronzezeit, namentlich die der Germanen, wird von ähnlichen Kreis- und Spiralmustern beherrscht. In der Form gemahnen diese beiden Wirbel an die den sogenannten Trojaburgen zugrunde



Aufn. Donaldson

Abb. 6. Ein außergewöhnliches Bildwerk auf der Insel Colonsay, jetzt auf dem Landsitz Lord Strathconas. Es heißt im Volksmund ‚Der träge Gott'.

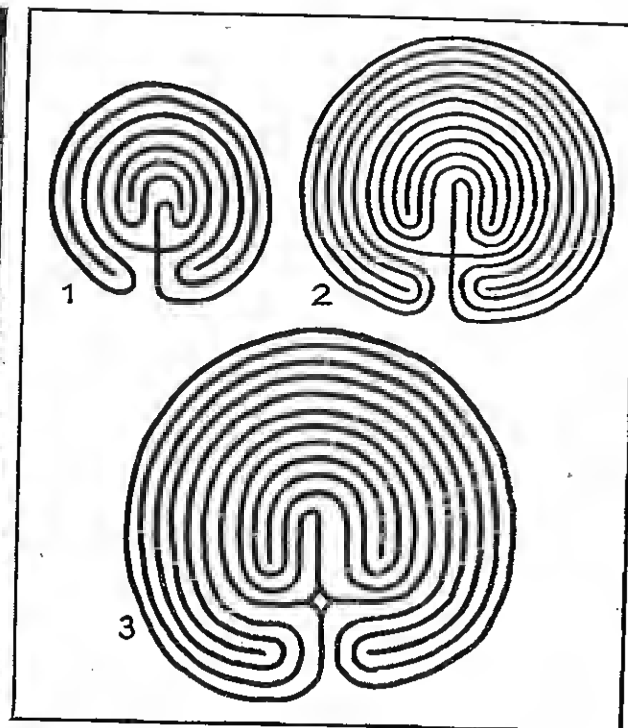


Abb. 7. Typen von Trojaburgen. (Vgl. Germanien 1934, Heft 12) 1. Labyrinth von Knossos (Münzbild). 2. Trojaburg in der Kirche von Räntmaki (Finnland). 3. Trojaburg von Wisby auf Gotland.

liegenden (Abb. 7). Nur haben die beiden Hälften des Bildwerkes durch Einschnürung in der Mitte sich stärker verselbständigt, als es auf den Abbildungen der Trojaburgen der Fall ist. Da ähnliche Kreise sich auf der Sonnenscheibe von Trundholm finden, da ferner die Trojaburgen ebenfalls auf den Sonnenkult bezogen werden, ist auch hier die Verbindung zum heidnischen Himmelsdienst wahrscheinlicher als zum Christentum.

Der Püsterich von Sondershausen

(Ein Beitrag zur Erforschung des „Zwiefachen")

Von Walter Pohle, Sondershausen

Der Aufsatz von Hermann Moos in Heft 12 der Zeitschrift „Germanien", Jahrg. 34, hat mich dringend ermahnt, einen schon längst gefaßten Vorsatz auszuführen, der vielleicht geeignet ist, in das Rätselraten um den „Püsterich" von Sondershausen etwas Licht zu bringen. Die beigefügten Abbildungen habe ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Hausverwaltung Ihrer Durchlaucht der Fürstin Anna-Luise von Schwarzburg zu verdanken. Die eigenartige, vielumstrittene Bronzefigur befindet sich im Riesensaal des Schlosses von Sondershausen und wird Interessenten auf Wunsch gern gezeigt.

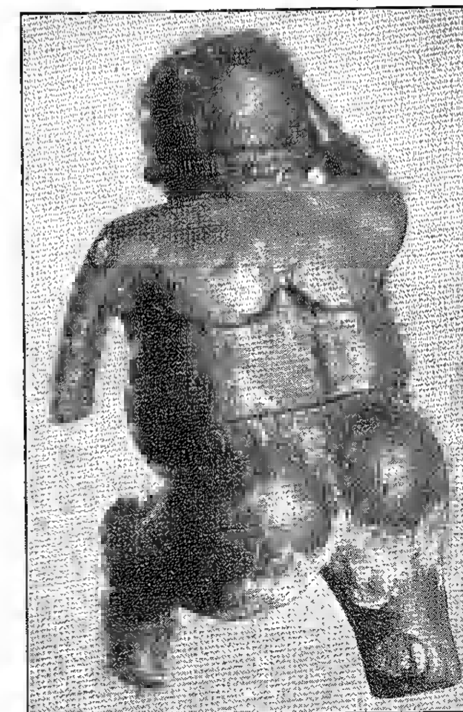
Die Literatur über den „Püsterich" ist ziemlich umfangreich, aber ihrem Werte nach sehr ungleich, da die Forscher meist mit der Figur nicht viel anzufangen wußten und auf die phantastischften Deutungen verfielen. Alles bis 1909 erschienene, wirklich Wissenswerte findet sich in G. Lutzes heimatkundlichem Werk „Aus Sondershausens Vergangenheit", Bd. II, S. 90 ff.; ich beziehe mich z. T. auf die dort zu findenden Feststellungen.

Die 57 cm hohe Bronzefigur ist zwischen 1540 und 1550 im Schutte der Rothenburger Ruinen (etwa 4 km westlich der alten Kyffhäuserburg auf einem nördlichen Ausläufer des Kyffhäusergebirges) gefunden worden und zunächst in den Besitz der Familie Dutgerode (v. Tütcherode) übergegangen. Als hier befindlich wird sie in der 1561 erschienenen Schrift des Georg Fabricius „De metallicis rebus" besprochen, der ihr schon den bis heute ihr verbliebenen Namen Pustericius beilegt. In einem Briefe vom 18. 6. 1591, der bei Lutze a. a. O. abgedruckt ist, wird dann die Figur zum ersten Male als den Grafen von Schwarzburg gehörig erwähnt. Seit dieser Zeit bildet sie das interessanteste Stück der Sammlungen des Sondershäuser Schlosses.

Die durchaus häßliche Figur stellt ein unförmig dickes, pausbäckiges Männchen dar, dessen Lippen vorgestülpt sind, als ob es pfeifen oder blasen (pusten) wollte. Diesem Umstand hat die Gestalt ihren Namen zu verdanken, neben dem nur ein einziges Mal, eben in dem Briefe von 1591, die Bezeichnung „Properer" (Pfropferer?) vorkommt. Die Haare liegen helmartig glatt am Kopf und sind im Nacken wulstig zusammengedreht, eine Tracht, die nach Dr. A. Schröder auf das 13. Jahrhundert deuten soll, nach Prof. Selmar Lüttich den alemannischen Kriegern am Ausgang des 5. Jahrhunderts eigen war. Beine und Arme sind im Verhältnis zu dem gedunsenen Leib auffallend schwach und erhöhen den Eindruck des Mißgestalteten, Unschönen. Das rechte Knie berührt den Boden, beide Füße fehlen, doch ist deutlich zu sehen, daß die Gestalt auf dem rechten Knie ruhte, wobei sie den linken Arm auf das linke Knie stützte, während der rechte Arm zum Kopfe erhoben ist.

Eigentümlich ist der Umstand, daß sich zwei kreisrunde Löcher in der hohlen Bronzefigur befinden, eins im Munde und eins auf dem Scheitel (Abzugslöcher für die beim Guſſe entweichende Luft?), so daß sich hartnäckig das Gerücht behaupten konnte, das





Hofphot. F. Bark, Bad Frankenhausen

Vorder- und Rückenansicht des „Püsterich" von Sondershausen

Männchen hätte in folgender Weise zu Kultzwecken gedient. Das uralte „Götzenbild" sei mit Wasser angefüllt und die Öffnungen durch Pfropfen (s. o.) verschlossen worden. Dann sei die Gestalt erhitzt worden, bis das Wasser gekocht und mit lautem Knall den Pfropfen aus dem Mundloch getrieben habe. Dann habe das Bild Dampf und kochendes Wasser (das Volk machte bald „Feuer" daraus) gespien, und so seien die einfältigen Leute erschreckt und betört worden.

Die älteste Nachricht von der Figur bei Fabricius weist schon auf diese ihre Wasser und Dampf speiende Tätigkeit hin, wenn man sie mit Feuer umgebe. In einem erst kürzlich in Nr. 7, Jahrg. 34, des „Thüringer Fähnlein" abgedruckten Aufsatz setzt Dr. Alb. Schröder sich energisch für die „von einem Fachmann gegebene und auch literarisch belegte Deutung der Sondershäuser Figur" durch F. M. Feldhaus ein, „der die schon von Fabricius erklärte Verwendung erneut eindeutig bewiesen und sein Ergebnis auf die einfache Formel gebracht habe: Der Püsterich ist Deutschlands älteste Dampfmaschine." Eine Nachprüfung dieser auf einer Stelle in Albertus Magnus Schrift „De meteoris" beruhenden Behauptung war mir bisher nicht möglich, hat eigentlich auch nichts mit der Frage zu tun, die uns hier am Püsterich besonders interessiert.

Schon im Jahre 1882 tauchte dann die Theorie auf, die alles bis dahin Festgestellte umwarf und die meisten Anhänger gefunden hat. Prof. Wilhelm Rabe-Berlin wies nach, wie Lutze behauptet „mit wissenschaftlicher Gründlichkeit", daß das Bildwerk mit zwei andern zusammen als Träger eines Taufbeckens gedient habe. Als vermutliche Entstehungszeit wurde das 10.—11. Jahrhundert angenommen, was wohl hauptsächlich aus der Beschaffenheit des Materials (916 Teile Kupfer, 75 Teile Zinn, 9 Teile Blei) und der Gießtechnik gefolgert wurde. Nähere Angaben über Entstehung und früheren Standort des rätselhaften Bildwerks haben sich nicht auffinden lassen, so daß man völlig auf Vermutungen angewiesen war und ist. Nicht einmal der Umstand, daß die Figur vermutlich in der Rothenburger Kapelle gestanden hat, vermag viel zu besagen.

Mir wollen diese Deutungen alle nicht so recht glaubhaft erscheinen, — trotz der vielen Anhänger, die gerade diese Taufbeckentheorie gefunden hat. Ich habe schon vor Jahrzehnten da nicht mitgehen können, ohne eigentlich etwas Brauchbares an die Stelle dieser Annahme setzen zu können. Ganz abgesehen davon, daß sich nirgends eine Spur von den zwei andern Tragfiguren hat finden oder nachweisen lassen — Dr. Hermann Toepfer hält deshalb schon 1903 diese e i n e Gestalt für ausreichend, einen Weihwasserkessel oder ein Taufbecken getragen haben zu können — wollte und will mir dieses abschreckend häßliche, widerlich aufgeblähte nackte Männchen nicht zu dem heiligen Zwecke passen, dem es in einer christlichen Kapelle gedient haben soll, es sei denn, daß man eine absichtliche Herabwürdigung vorhandener älterer Vorstellungen annehmen will, was meiner Ansicht von der Sache nahe kommen würde.

Seit den Forschungen Herman Wirths über den „Zwiefachen", den wintersonnenwendlichen Jahrgott mit der sakralen Armhaltung, erhobener Arm = aufsteigendes Licht, gesenkter Arm = absteigendes Licht, und infolge verschiedener Aufsätze in der Zeitschrift „Germanien" (u. a. über das „Männchen von Oechsen") sehe ich den alten Püsterich mit anderen Augen an. Die Übereinstimmung mit derartigen Figuren, die allerdings ausnahmslos Steinreliefs an Außenfassaden darstellen, ist so auffällig, daß sich darüber eigentlich jedes Wort erübrigt. Die charakteristische Armhaltung ist entscheidend für die Beurteilung. Wir hätten hier den bislang einzigen bekannten Fall, wo die alte jahreszeitliche Gottesgestalt in verzerrter, absichtlich verunstalteter Form irgendwelchem dekorativen Zweck der Innenausstattung gedient hat. Bezeichnend scheint mir die geduckte Haltung zu sein, die auf eine demütigende, herabwürdigende Anordnung im Raume schließen läßt, fraglos um eine alte, mit dem Bild sich verknüpfende Vorstellung verächtlich zu machen.

Vielleicht erklärt sich auch so das Loch im Munde, das gewissermaßen ein Gegenstück zu der zähnefletschenden Mundhaltung der Figur am Säulensockel von Alpirsbach und ähnlichen grimassenschneidenden Fratzen darstellt, die früher alle als Steinmetz- oder Architektenscherze gedeutet worden sind und dabei doch wohl ursprünglich dem Bestreben entsprangen, alte heilige Vorstellungen der Lächerlichkeit preiszugeben. Von diesem Gesichtspunkt aus erhält die Püsterichsforschung eine neue Richtung, und es ist dann gar nicht so unwahrscheinlich, daß der alten Sage, der Püsterich sei ein „Götze" gewesen, ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegt. Man wollte dem im Herzen noch am Alten hängenden Volke zeigen: „Seht, so sahen eure Götter aus", und den Vorteil aus diesem Anschauungsunterricht zog natürlich der Christengott, der in edler Gestalt über solche Zerrbilder triumphierte.

Das „Dag" Zeichen am niedersächsischen Bauernhaus

Von Walter Propping

Die niedersächsischen Bauernhäuser sind reicher an Resten einer uralten bäuerlichen Symbolik, als es der heimatliche Wanderer oft von außen ahnen und sehen kann. Nicht nur die Bauart und die Anlage des Hofes, nicht nur die weithin sichtbaren Giebelzeichen, nicht nur der oft prächtig geschnitzte und gezierte Türbalken, nein, kleine und kleinste Züge und Eigenarten weisen den aufmerksamen Beobachter in die Vergangenheit, wo alle diese Dinge aus dem Leben und dem Sein der Bewohner mehr ihren Sinn erhielten, als sie es heute gewöhnlich zu tun pflegen. Nicht zuletzt beweisen sie mehr und mehr, daß ein tiefer kultureller Zusammenhang besteht über all die Länder und Landschaften hinweg, die germanisch-bäuerliche Siedlung im Laufe der Geschichte erreichte.

Hier soll auf ein runenartiges Zeichen hingewiesen werden, das an niedersächsischen Bauernhäusern nachweislich nicht selten zu finden ist und das in Gestalt und Art seiner Anbringung völlig dem Zeichen gleicht, das in der ostholländischen Provinz Twente fast an jedem ansehnlichen Bauernhof zu finden ist. Es heißt dort „Stiepelteeken" und



Abb. 1. Hof in Lemsolo, Twente (Holland) mit dem Dag Zeichen am Türbalken

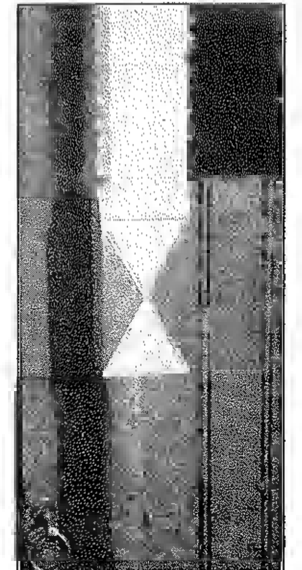


Abb. 2. Hof zwischen Ostmarsum u. Oldenzaal (Twente)



Abb. 3. An einem Haus in Lerbeck bei Minden



Abb. 4. An einem Haus in Nammen bei Minden

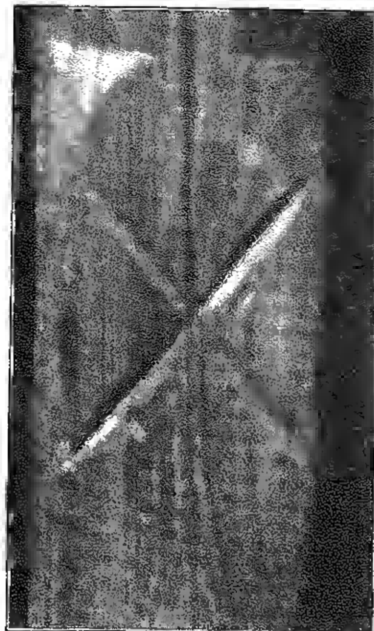


Abb. 5. An einem Haus in Hartum bei Minden

befindet sich in zirka 1,50 m Höhe auf dem Türbalken, der das große Dielentor senkrecht in zwei Flügel teilt. (Siehe Abb. 1 u. 2.) Sicherlich brauchen Beziehungen volkskundlicher Art zwischen der Twente und Niedersachsen nicht erst festgestellt zu werden, sie gehören zum Kern urgermanischen alten Siedlungslandes, trotzdem müßte eine genauere Untersuchung über das Verbreitungsgebiet und den kultsymbolischen Sinn dieses Zeichens, als das hier möglich ist, vielleicht sehr anregende volkskundliche Beziehungen zutage bringen.

An zwei Feriennachmittagen im vorigen Herbst fand ich nun, durch eine Hollandfahrt auf dieses Zeichen aufmerksam gemacht, in der näheren Umgebung von Minden nachfolgend angeführte x bzw. ⊠ Zeichen an niedersächsischen Bauernhäusern. Sie befanden sich regelmäßig mit einer Ausnahme an der erwähnten selben Stelle des Türbalkens wie die Stiepelteeken in der Twente. Nicht einem einzigen der Hausbewohner war eine Deutung dieses Symbols zu entlocken, sicherlich aus völliger Unkenntnis verständlich. Ja, einige hatten selbst nie darauf geachtet und wurden erst durch mich, wie sie mir erstaunt versicherten, auf das Vorhandensein dieses Zeichens an ihrem Türbalken aufmerksam. Übrigens die gleiche Beobachtung, wie sie in der Twente auch zu machen war.

Was hat das Zeichen nun für eine Bedeutung? Nach Herman Wirth ist es zweifellos mit der letzten Rune der großen Runenreihe in Zusammenhang zu bringen. Am Schlusse der germanischen „heiligen Reihe" des langen Runen-Futhark finden wir nämlich das sogenannte Doppelbeil ⋈, Dag genannt. Diese Runenreihe stellt ja die Jahresreihe der Monatszeichen dar. Das Dag-Zeichen ist also das Wintersonnenwendzeichen, oder überhaupt eigentlich das Zeichen der beiden Wintersonnenwenden, oben Sommer-, unten Wintersonnenwende. Es ist entstanden aus dem Malkreuz im Jahreskreis ×, in eckiger Schreibung +, als Zeichen der neuen Drehung und des neuen Lebens, des neuen Lichtes.

Schon das Malkreuz × und das Rechtkreuz + allein sind ja Symbole der Sonnenwende. (Näheres darüber H. Wirth, „Aufgang der Menschheit", besonders Abschnitt IV, Seite 159 und 167.)

Damit findet sich auch sicherlich sinngemäß eine Deutung für die Tatsache, daß dieses Zeichen gerade auf dem Türbalken germanischer Bauernhäuser zu finden ist, auch wenn in allen Fällen der ursprüngliche Sinn von den Bewohnern heute nicht mehr gewußt wurde. Es steht an der Tür als Symbol der ewigen Wiederkehr des Lichtes, sei es nun auf den Tag oder auf das Jahr oder in besinnlicher Art auf den eigenen Lebensablauf des Menschen und der Sippe bezogen. Zu der Tür flutet in der Frühe das Licht, der Tag herein, abends schleicht sich durch sie die Dämmerung in die Diele und der Tag wieder heraus. Denn der Tag ist ja auch in seinem Ablauf die Verkleinerung, der Mikrokosmos des Jahres, ein Ablauf, eine Wiederkehr, ein Stirb und Werde. Alles Leben, alle schönen und schweren, alle starken und schwachen Stunden, die diesem Haus und seiner Sippe bestimmt sind, nehmen mit den ihr verhafteten Menschen ihren Weg durch das große Tor. Es erinnert selbst in seiner Bogenform an den Sonnenlaufbogen, den Ul-Bogen. Wie oft finden wir in der nordischen Symbolik den kleinsten Sonnenlaufbogen, den Ul-Bogen, mit einem eingeschlossenen Mal- oder Rechtkreuz, als Zeichen des im Tod und im sterbenden Jahr neu keimenden Lebens.

Nun zu den einzelnen Funden:

Abb. 1 zeigt das Tor eines Hofes in Lemselo, Twente, woraus die Anbringung des Zeichens auf dem Türbalken ersichtlich und verständlich wird.

Abb 2. Das Zeichen an einem Hof auf dem Wege von Otmarsum nach Oldenzaal (Holland, Twente). In den Balken eingeschnitten und die Felder weiß-grün bemalt.

Abb. 3. Das Zeichen in doppelter Ausführung an einem Haus in Lerbeck bei Minden, eingeschnitten auf Erhabenheiten des Türbalkens. Über das Alter war nichts in Erfahrung zu bringen.

Abb. 4. Das Zeichen einfach, in gleicher Weise auf einer erhabenen Aussparung eines sehr alt erscheinenden, rissigen und fast knorrigen Türbalkens eingeschnitten. An einem Haus in Nammen bei Minden. Alter unbekannt.

Abb. 5. Das Zeichen als einfaches Malkreuz schlicht in den Balken geschnitten, der nach einer langen Überlegung des Bauern ungefähr 150 (?) Jahre alt sein sollte. An einem Haus in Hartum bei Minden. Mit einer gewöhnlichen Zimmermannsmarkierung hat das Zeichen schon wegen der außergewöhnlichen Stelle nicht das geringste gemeinsam.



Abb. 6. An einem Haus in Wietersheim a. d. Weser

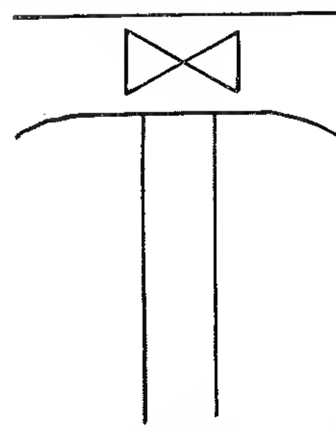


Abb. 7. An einem Haus in Frille bei Minden

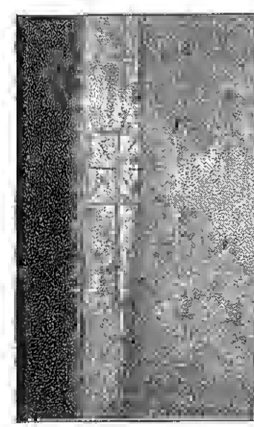


Abb. 8. Am Teut-Hof in Hiddesen bei Detmold

Abb. 6. An einem Haus in Wietersheim a. d. Weser bei Minden. Als farbiges Zeichen auf einem rotbraunen Türbalken. Nach den Nummern der Felder in folgenden Farben: 1 und 6 grün, 2 und 5 weiß, 3 und 4 blau. Ob die Farben eine Bedeutung haben, ist

(zumal heute!) wohl nicht mehr anzunehmen. Immerhin käme es bei einer größeren Anzahl von Funden auf einen Vergleich an.

Abb. 7. Hier befindet sich das Zeichen in waagerechter Form eingeschnitten auf dem Querbalken des inneren Torbogens eines Hoftores, das eigentlich aus zwei Toren besteht, die zwischen sich einen viereckigen, überdachten, schon innerhalb des Hauses liegenden Raum einschließen (ähnl. Abb. 1). Haus in Frille bei Minden. Innenbalken aus dem Jahre 1788.

Abb. 8. Als Vergleich noch ein Fund aus einer anderen Gegend. Teut-Hof in Hiddesen bei Detmold (von 1573! mit Erlaubnis des Entdeckers). Hier ist das Zeichen mit einem Querstrich beinahe dem sechsspeichigen Rad ähnlich, wenn man sich dasselbe in eckiger Schreibung denken würde.

Jugend und Vorgeschichte

Die im 10. Jahrgang erscheinende Zeitschrift „*Dithmarschen*, Blätter der Heimatgestaltung" läßt im März-April-Heft 1934 Geschichte lebendig werden. Wir müssen uns hier leider darauf beschränken, die wertvollen Beiträge nur zu nennen. Der Feder von Hans Friedrich Blunck entstammt die Betrachtung „Die niederdeutsche Landschaft und ihr Mensch"; Professor Zylmann, Hamburg, spricht über „Warfenforschung"; Bauer Busch, Nordstrand, bringt „Allgemeine Gesichtspunkte zur Marschenforschung in Dithmarschen"; daran schließt sich eine Vorausschau von Architekt Dr. Saeftel auf „Die kommende Erforschung der Marschen im Rahmen der Dithmarschen Heimatforschung"; zur Pflege der Sippengeschichte bringt Dr. Boie den Beitrag „Voghedingmannen".

Ein Beitrag von Museumsleiter *Matzen* ist für unsere Arbeit so bedeutsam, daß wir näher darauf eingehen müssen. Kreispfleger Matzen berichtet über die Arbeit des *Heider Heimatmuseums*. Er hat es in schlechtweg vorbildlicher Weise verstanden, in der Jugend Begeisterung und lebendige Liebe für die so oft als „tot" und „trocken" verschriene Arbeit an der Erforschung der Vorgeschichte zu wecken. Wie er das gemacht hat, liest man am besten selbst in seinem Bericht, der auch als Sonderdruck (Preis 20 Pfennig) von der Westholsteinischen Verlagsanstalt in Heide i. H. versandt wird. Wir können hier nur einen sehr knappen Auszug zur Anregung geben:

„Im Oktober 1933 begann ich den Versuch, unsere Jugend ureigen und schöpferisch mitgestaltend und miterlebend in unsere vorgeschichtliche Arbeit einzuführen. Im Heider Heimatmuseum war eine Ausstellung der schönsten Funde aus der dithmarscher Vorzeit. Sie packte die Kinder; blanke Augen, voll Staunen und Wundern, leuchteten mir entgegen, wenn ich ihnen ‚von Steinbeil und Urne' erzählte. Fragen und Antworten wechselten bald hinüber und herüber. ‚Woran kann man sehen, ob ein Stück Flint bearbeitet ist oder nicht? Ob man bei uns ähnliche Sachen finden kann?' — An einem Sonntagmorgen streifen wir zu vieren durch die Felder, suchend, sammelnd, prüfend. Wir finden nur wenig, aber wir sind zufrieden, wir wissen, wo ‚etwas los' ist. Die Freude des Entdeckers hat uns erfaßt. Am Montag treffen wir uns im Museum wieder, ich habe ein Meßtischblatt mitgebracht, und bald suchen acht Augen den Weg, den wir gestern gingen.... Jeden Tag kommen nun die Jungs ins Museum. Wenn die Schule sie für einige Stunden von Schularbeiten frei läßt, gehen sie wieder über die frischgepflügten Äcker, allein, mit Herrn Burmeister, mit mir. Immer werden die Fundplätze genau festgelegt, die Fundstücke nach Fundplätzen in Zigarrenkisten geordnet. Selbstverständlich gehören die Funde dem Museum, ‚Eigennutz' kennen wir nicht.... Allmählich wächst die Zahl unserer jungen Freunde. Die Funde häufen sich, zweifelhafte Stücke heben wir lieber auf, als daß wir sie gleich wegwerfen, das kann immer noch geschehen; es ist schwer, so viele Kästen zu beschaffen, wie wir benötigen; doch die Kinder wissen — wie immer — Rat; sie schwärmen aus in die Stadt und kommen bald — mit Kästen vollbepackt — zurück.... Jedes Kind hat sein eigenes ‚Arbeitsfeld'. Bald stellen wir fest, daß einige Felder besonders ergiebige Fundplätze sind.... Auffallenderweise liegen die reichsten Fundplätze an der Grenze zwischen Geest und Niederung, in der Nähe der 5-m-Höhenlinie. Wie wäre es, wenn wir die 5-m-Höhenlinie einmal besonders hervorheben würden? Vor unseren Augen entsteht ein klares Bild der buchtenreichen

Heide-Weddingstedt.... Als ich am anderen Tag ins Museum komme, sind schon wieder Kinder da, sie haben die mutmaßlichen Siedlungsplätze aufgesucht, das Glück war ihnen hold, jahrzehntealte Weiden lagen — vor einigen Tagen erst durch den Pflug aufgebrochen — vor ihnen, das Land war mit Flint übersät, der Regen der letzten Nacht hatte die Steine reingespült. Die Taschen können nicht mehr alle Steine fassen, man muß Zigarrenkisten und kleine Beutel zum Sammeln mitnehmen. Unter den Funden sind wirklich sehr schöne Stücke: Schaber der verschiedensten Formen, Klingen ohne und mit Nutzbuchten und ‚Retuschen', Bohrer, Schlagsteine, Kernstücke, Dolch- und Beilreste, eine Pfeilspitze. Die Kinder unterhalten sich über die Entstehung und Verwendung der verschiedenen Werkzeuge, über die Zweckmäßigkeit der Formen, vergleichen und erkennen Entwicklungen.... Zigarrenkisten genügen nicht mehr für die Unterbringung der Funde, wir bemühen uns um Margarine- und Persilkisten, doch es bereitet einige Schwierigkeiten, sie haben einen Wert von einigen Groschen, und die dem Museum zur Verfügung stehenden Geldmittel sind mehr als bescheiden.

Wir beschließen jetzt, die schönsten eingelieferten Stücke auszustellen — einmal nach Typen, ein andermal nach Fundplätzen.... Ein Schaukasten nach dem andern füllt sich, und bald reichen die dem Museum zur Verfügung stehenden Schaukästen nicht mehr aus; wir müssen eine schärfere Auslese unter den eingelieferten Funden treffen. Täglich stehen die Kinder nun vor den Schaukästen und freuen sich über ‚ihre' Stücke, sie bringen ihre Freunde mit und zeigen und erzählen und vergleichen ihre Funde mit denen der andern. Es ist kaum glaubhaft, mit welcher Bestimmtheit selbst die jüngsten unter den Mitarbeitern ihre Fundstücke und die Fundplätze derselben bezeichnen. Die Neulinge unter den jungen ‚Vorgeschichtlern' blicken mit Achtung auf die Erfahreneren, sie lassen sich gern von ihnen einige Belehrungen und praktische Winke geben, diese dagegen wieder freuen sich mit ihren neuen Kameraden, wenn sie einmal einen besonderen Fund getan haben, und sind ihre Führer.... Das Finden-Können hat nichts mit dem Intellekt zu tun, es gehört dazu nur ein ‚Fingerspitzengefühl', der Hilfsschüler steht in der Sucharbeit durchaus ebenbürtig neben dem begabten Volksschüler oder Schüler der höheren Schule seinen Mann, der 15jährige Tertianer bewundert den 8jährigen Grundschüler ob seines Finden-Könnens. Bei schlechtem Wetter suchen sich die Kinder im Museum zu betätigen, dann fangen die in der Schule oft schweigsamen Kinder an zu erzählen und plaudern — und wenn sie ganz warm werden, auch mitunter plattdeutsch — und berichten aus ihrem Leben, von ihren Leiden und Freuden und allem, was ihr kleines Herz bewegt; und ich muß manchmal ihr stilles ‚Heldentum' bewundern, das sie ihren Mitschülern oder Spielkameraden gegenüber beweisen, die sie um ihrer ‚Steinsammelei' willen hänseln und anrempeln.... Die einst sich dem Lehrer in der Schule als rechte Schlingel darstellten, entpuppen sich ihm jetzt als willige und aufmerksame Schüler und Helfer und suchen sich nach dem Maß ihrer Gaben und Kräfte zu beschäftigen. Die Kleinsten waschen und reinigen die Funde, die größeren Jungs lesen und ‚studieren' in der vorgeschichtswissenschaftlichen Bücherei des Museums, helfen beim Inventarisieren und Katalogisieren der Fundstücke oder zeichnen sie, beobachten sie aufs genaueste und bilden Auge in Hand; sie führen das Fundprotokoll und vermerken die täglichen Einlieferungen und abgesuchten Fundplätze.

Das Hochbild der Geesthalbinsel Heide-Weddingstedt — aus Sperrholzplatten und Kitt gearbeitet — führt die Kinder in die Probleme ein, die die Heimatforschung beschäftigen.... Alte Landkarten werden mit dem Relief verglichen und vervollständigen das Bild der Urlandschaft. Die Schlüsselstellung der Burgen um die Geesthalbinsel, die in der Gabelung zweier ehemaliger schiffbarer Ströme, des bedeutsamen Delfstroms und der noch befahrbaren Brocklandsau liegt, wird den größeren Kindern klar, ebenso daß die Geesthalbinsel schon in den ältesten Zeiten ein günstiger und bevorzugter Siedlungs- und Wohnraum gewesen ist.... Die Kinder erkennen mit einem Male, welche Bedeutung ihre Sammeltätigkeit als Beweis für die Richtigkeit der Vermutungen hat und gehen mit verdoppeltem Eifer an die ‚Arbeit'.... Wes das Herz voll ist, des läuft der Mund über. So versuchen einige Kinder, kleine Berichte und Aufsätze über ihre Arbeit, ihre Fahrten oder einen Fundplatz zu schreiben. Und wenn eine Zeitung einmal eine solche kleine Abhandlung bringt, so freuen wir uns. Wir wollen gern, daß auch andere hören von dem, was wir treiben und uns bewegt und hoffen, daß sie unserer Arbeit Wohlwollen entgegenbringen.... Das Anwachsen der Sammlungen läßt den Wunsch laut werden, auch den Eltern, den Großeltern, den Onkeln und Tanten einmal zu zeigen, was während des Winters ‚gearbeitet' worden ist. Eine ‚ganz große Ausstellung'

wird vorbereitet. Die Kinder holen mit Herrn Sick Holz vom Holzlager, sie bauen gemeinsam mit ihm Ausstellungstische, Handwerker stellen für einige Stunden unentgeltlich ihre fachmännische Kraft zur Verfügung, Herr Burmeister sieht mit den Jungs nochmals das gesamte eingegangene Material durch, überprüft, sondiert und ‚typologisiert'. Die Kinder schreiben — selbstverständlich mit der Schreibmaschine — die Einladungen. Wenn auch nicht alles formgerecht ist, so muß man doch das gute Wollen anerkennen. Die Eltern und Bekannten kommen in großen Scharen, ich erzähle ihnen von unserem Tun und Wollen und dem tieferen Sinn unserer Arbeit, ich merke, auch die Eltern werden ‚warm', auch ihnen wird die Vorgeschichte zu einer ‚hervorragend nationalen Wissenschaft'. Steine reden jetzt auch zu ihnen, Ungläubige sind gläubig geworden.

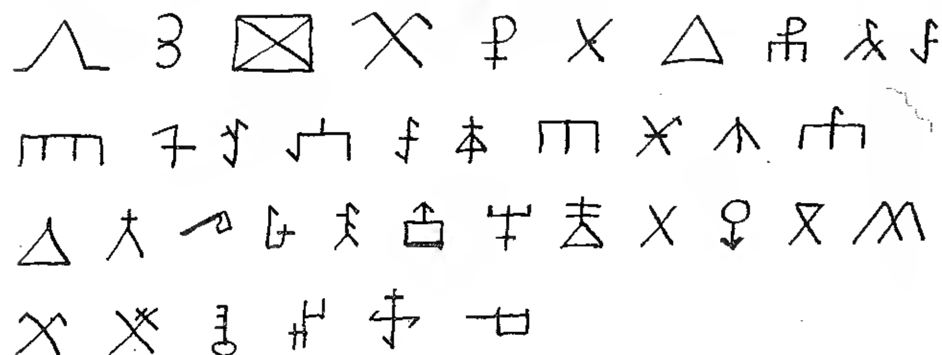
Die Zahl der jungen Mitarbeiter des Heider Heimatmuseums ist jetzt auf über 80 angewachsen, es sind lauter frische, fröhliche Buben und Mädel zwischen 8 und 15 Jahren; die Zahl der abgesuchten und ständig zu beobachtenden Koppeln beträgt ungefähr 150. Wieviel Fundstücke eingeliefert sind, weiß ich nicht; es sind viele, viele Tausende, z. T. selten schöne Funde. Wir können den Wert der Funde nicht in Mark umrechnen — unsere Vorzeit hat nichts mit dem ‚Materialismus' eines liberalistisch-marxistischen Zeitalters gemein —, wir sind dankbar und froh, daß der Magistrat der Stadt Heide und interessierte Kreise uns eine Fahrt nach dem Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel ermöglichten. Wir sind stolz darauf, für die Erforschung der Vorgeschichte der Geesthalbinsel Heide-Weddingstedt der Wissenschaft ein Material von Oberflächenfunden zusammenzutragen, wie es ihr für ein anderes gleichgroßes Gebiet kaum geschehen ist.... Eine ‚Museumsschule' ist im Werden. Unser Ziel ist nicht Wissen, sondern Erziehung zum heimatgebundenen deutschen Menschen, der seine Wurzeln tief hinabsenkt in seines Volkes Vergangenheit, dem die Denkmäler der Vorzeit ein Heiligtum sind, für deren Erhaltung er sich einzusetzen verpflichtet fühlt. Die Vorzeitdenkmäler der Geesthalbinsel Heide-Weddingstedt stehen schon jetzt in der Pflege und dem Schutze unserer Jugend, der Jugend, die verantwortungsbewußt und auch bereit ist, sich selbst zu opfern für die Ehre und die Zukunft unseres deutschen Volkes."

Aus der Landschaft

Zeichen an der „Walkmühle" in Goslar. Unter den vielen Gebäuden der alten Stadt Goslar, die beachtenswerte Zeichen aufzuweisen haben, verdient vielleicht die sog. Walkmühle, das Innungshaus der Tuchmacher und Walker, besonders hervorgehoben zu werden.

Aus der Geschichte des Hauses ist zu sagen, daß vor 1476 für die Wandschneider eine Walkmühle eingerichtet wurde, die man 1551 (?) an die Tuchmacher verkaufte, weil am Petersberge, unweit Goslar, eine neue Walkmühle errichtet worden war. Im 16. Jahrhundert wurde der noch jetzt erhaltene Bau an der Gose aufgeführt. — Die kräftige Setzschwelle zeigt 38 bemerkenswerte Zeichen. Es handelt sich um geometrische Gebilde, die man kurzerhand Hausmarken oder Handwerkerzeichen nannte; ein Beil, einen Anker, einen Schlüssel, die Wolfsangel und neuerdings ein hakenkreuzartiges Zeichen glaubte man feststellen zu können. Was mögen diese Zeichen besagen?

Karstens, Goslar.



Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung (Fama) und germanische Frühzeit. Diese Berliner Ausstellung brachte in Halle 3 einen Ausschnitt aus der im Sommer 1934 in München gezeigten Ausstellung „Die Straße". Einem uns von Pastor Falck, Berlin, zugegangenen diesbezüglichen Bericht entnehmen wir folgendes: Halle 3 bringt u. a. die bei dem Bau der großen Reichsautostraßen bisher gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstände zur Schau. Zwei Glasschränke enthalten Funde von der Strecke Hannover—Berlin aus der jüngeren Steinzeit bis in das Mittelalter. Das Bedeutungsvollste dieser Abteilung sind die Karten und Lichtbilder. Zuerst eine von Prof. Reinerth, Berlin, entworfene Karte des Federsees in Württemberg, jenes Gewässers, das der Erforschung der germanischen Vorgeschichte durch die Ausgrabung von Pfahlbauten schon bedeutungsvolle Dienste geleistet hat. In recht anschaulicher Weise ist der große Unterschied zwischen dem ehemaligen und dem jetzigen Umfang des Sees dargestellt. Den äußeren Rand des ehemaligen Seespiegels begleiten nun an vielen Stellen der Karte dunkle breite Striche. Sie sind die Reste ehemaliger befahrbarer Uferstraßen, die sich höchstwahrscheinlich rund um den ganzen See in einer Breite von 5 m hingezogen haben. Sie bilden also ein wohlüberlegtes und sorgfältig ausgeführtes Netz von Verkehrsstraßen, und zwar aus der Zeit um 8000 v. Zw.!

Neben Prof. Reinerths Karte hängen mehrere große Lichtbilder, die uns die Ausgrabungen im Sorge-Tal in Ostpreußen zeigen. Dort hat man technisch einwandfrei hergestellte Bohlenwege freigelegt, die über Sümpfe führten und wahrscheinlich hauptsächlich dem Bernsteinhandel dienten, weshalb man sie auch „Bernsteinstraßen" nennt. Man weist sie der Zeit um 2000 v. Zw. zu. Ähnliche Funde hat man im Mai 1934 in Diepholz, nördlich des Wesergebirges, gemacht.

Es schließen sich Bilder vom römischen Straßenbau in Deutschland an (100—400 n. Zw.), die jedoch nach dem vorhergegangenen Anschauungsunterricht nicht mehr die früher behauptete Überlegenheit des römischen Straßenbaues über den germanischen erhärten können. Bemerkenswert ist es auch, daß zwei an so weit auseinanderliegenden Gegenden wie Dänemark und Elsaß gefundene gleichaltrige (etwa 400 v. Zw.) Wagen fast genau dieselbe Grundgestalt aufweisen, wie zwei schöne Abbildungen dieser Abteilung zeigen.

Betrüblich ist es, daß in den großen farbigen Wandbildern in der Mitte dieses Raumes die berüchtigten „Bettvorleger-Germanen" vereinzelt doch noch wieder auftauchen. Die Kleidung der Moorleichen sollte uns doch endlich eines anderen belehrt haben! Aber dieser Mangel soll nicht die Freude, die man im allgemeinen an dieser Halle 3 der „Fama" haben kann, beeinträchtigen. Ein gut Stück Volksaufklärung ist hier ins Werk gesetzt.

Noch einmal der Zootzen. Wie mir Herr Pfarrer Ernst Bublitz zu Nackel bei Friesack schrieb, ist auf Veranlassung seines Vorgängers von Herrn Prof. Dr. A. Kiekebusch im Burgwall Zootzen gegraben worden. Ein dort gefundener Wendelring soll in das Museum für Völkerkunde gelangt sein.

Herr M. M. Lienau zu Frankfurt a. O. hatte die Freundlichkeit, den Aufsatz über den Zootzen in Heft 1/1935 als eine sehr wertvolle Anregung für die Spatenforschung zu bezeichnen und folgende wichtige Hinweise zu geben. Nach der Germanen-Siedlungskarte zu der Zeit von 1—150 n. Chr. von Kossinna-Petersen (Mannus-Bbl. 25, Heft 1, 1933) haben die Semnonen damals einen Streifen des rechten Oderufers besetzt gehalten. Zentral würde für die Zeit, in der Tacitus geschrieben hat, Zootzen-Friesack nicht gelegen haben, aber auch nicht ganz ungünstig.

Herr Lienau weist ferner darauf hin, daß nach der erwähnten Karte Lossow nicht nur im Osten, sondern auch im Süden an der äußersten Grenze des Semnonengebietes gelegen haben würde. Dieser Umstand spricht sehr stark dagegen, daß dort das große Bundesweihtum des Tacitusberichtes gesucht werden darf. Dazu kommt, daß der Burgwall Lossow im äußersten Westen des Kreises Lebus liegt, der von 500—300 v. Chr. fast öde und erst später von den Westgermanen besetzt erscheint, aber auch da nicht eben dicht.

Nach Herrn Lienaus Vermutung könnte Zootzen-Friesack ursprünglich eine Grenzfeste der Semnonen bis etwa 500 v. Chr. gewesen und später zu einem Heiligtum geworden sein. Wendelringe, die der frühen Eisenzeit angehören (800—500 v. Chr.) kommen auch auf Lausitzer (nach Schuchhardt) oder Illyrier- (nach Kossinna) Gebiet vor.

Edmund Weber.

Schätze der Scholle

Funde und Ausgrabungen in Nordwestdeutschland. Das Museum Stade hat in der letzten Zeit mehrere Ausgrabungen vorgenommen, die teilweise ein sehr gutes Ergebnis erzielt haben:

Issendorf, Kr. Stade. Beim Urbarmachen von Heide wurden Steinpackungen angeschnitten; die sofort vom Museum vorgenommenen Grabungen erbrachten insgesamt 25 Urnen. Sie gehören der germanischen Eisenzeit des 4. Jahrhunderts v. Zw. an. Bereits vor 40 Jahren wurden bei der Einkultivierung einer angrenzenden Weide hier viele Urnen gefunden, es handelt sich also um einen großen Friedhof. Die Urnengräber liegen z. T. gruppenweise beisammen, so daß man an Familienzusammengehörigkeit denken kann, wie dies in einer größeren Arbeit in der Zeitschrift „Mannus" vom Verfasser d. für einen gleichalterigen Friedhof für Breddorf, Kr. Zeven, mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte. —

Auch sog. Knochenlager fanden sich, Bestattungen ohne Urnen, nur mit Deckelschalen überdeckt. Die Beigaben der Urnen sind leider nur geringfügig; es kamen vor: Kropfnadeln, teils mit Ringöse, eiserne Pinzette, unvollständiger Armring aus Bronze und zwei kleine Beigefäße aus Ton.

Hammah bei Stade. Auf dem schon bekannten bronzezeitlichen Urnenfriedhof wurden die Grabungen fortgesetzt und mehrere Urnen geborgen. An Beigaben wurde eine Nadel aus Knochen und eine bronzene Rollennadel mit Öhr in der Mitte gefunden. Die Urnen sitzen in teils umfangreichen Steinpackungen.

Himmelpforten, Kr. Stade. In einer Kiesgrube wurde ein Grab der älteren Bronzezeit gefunden. Es ist als Grab eine neue Bauweise, da es unter Boden angelegt war; festgestellt konnte noch werden, daß es ein Baumsarg gewesen war, der mit einer 5 m langen und 3 m breiten Steinpackung überlegt war. Gerichtet war es von Nordwesten nach Südosten; am Nordwestende standen größere Felsblöcke; die oberste Steinschicht war vorwiegend aus Felsplatten gebildet. Die Grabtiefe betrug 1 m. Die unterste Steinlage ruhte auf der Geschiebesohle. Wichtig ist eine geologische Beobachtung: das Grab ward ursprünglich, wie eine Bleichsandschicht beweist, unter Heideboden angelegt, eine zeitweilige Überschwemmung bildete dann eine Torfschicht von 15 cm darüber. — An Fundsachen kamen zutage: ein Armreif aus Gold (mit Silber legiert) und die Scherben eines Beigefäßes. So kann das Grab, als um etwa 1500 v. Zw. angelegt, zeitlich eingeordnet werden.

Düdenbüttel, Kr. Stade. Hier führte das Einsetzen eines einfachen Weidepfahles zur Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Töpfergrube, die nach den darin gefundenen Scherben mit Sicherheit der germanischen Eisenzeit um 150 v. Zw. zugewiesen werden kann. Zunächst ergab die Grabung eine unregelmäßige 1,60 m zu 1,20 m große und 1,05 m tiefe Grube. Auf deren Grunde schälte sich dann ein ovaler Brennofen aus gebranntem Lehm heraus, der 1,05 m lang, 0,60 m breit und 18 cm hoch war. Große Teile des Lehmherdes konnten geborgen werden. Um den Herd lag eine bis zu 8 cm dicke Holzkohlenschicht. Am Nordwestende hatte der Herd einen Zugang in Gestalt einer Treppe, die deutlich in der Bodenverfärbung erkennbar war. Unter den zahlreich gefundenen Scherben — die Brenngrube diente später als Abfallgrube — befindet sich das Unterteil einer sog. Trichterurne, ein runder Topfuntersatz, wohl beim Brennen benutzt, und ein sehr großes sog. Webegewicht aus Ton. Die vielen gefundenen Randstücke von Gefäßen ermöglichen die genaue Zeitbestimmung. Von der einstigen etwaigen Bedachung wurden Reste nicht gefunden. Dieser Fund zeigt wieder einmal, wieviel die Landbevölkerung der Vorgeschichtsforschung dienen kann, wenn sie, wie hier in diesem Falle der verständige Besitzer Jakob Hoops, sofort dem Museum Meldung erstattet und die Fundstelle unberührt läßt.

Über einen zu Schmiertenau im Kreis Flatow bereits im Sommer 1932 gemachten Fund erstattete Museumsdirektor Dr. Holter jetzt einen recht bemerkenswerten Bericht. Untersucht wurden im ganzen 88 Gräber, die 129 Tongefäße, 13 Bronzen, 9 Steinwerkzeuge und 6 Bernstein-

sachen ergaben. Das Gräberfeld stammt aus der Übergangszeit von Stein zur Bronze, um 2000 v. Zw. Die Funde sind jetzt im Museum zu Schneidemühl ausgestellt, zwei ganze Gräber sollen noch aufgestellt werden.

Beachtenswert ist bei diesem Gräberfelde, daß einst den Toten mitgegebene Speisereste nachgewiesen werden konnten. Herr Prof. Grüß-Berlin, der den Inhalt einer Anzahl von Urnen untersuchte — diese Untersuchungen sind eine besondere Arbeitsweise von Prof. Grüß — konnte nachweisen, daß den Toten Brot mit ins Grab gegeben wurde. Eine kleine Menge von Getreideresten konnte als eine Weizenart festgestellt werden, dann wurden Brotreste aus Emmerweizen gefunden und außerdem konnten Stärkemehlreste nachgewiesen werden. Weiterhin wilde Hefe, Spuren von Weizenbrand und verschiedene Früchte, darunter Haselnüsse. In einem Gefäß wurden verbrannte Haarteile gefunden, die noch untersucht werden müssen, dann Teile von Kiefernholz und eine ausgezeichnet erhaltene Kriegeraxt, deren teilweise erhaltener Schaft aus Eichenholz besteht.

Zu Worpswede bei Bremen wurden 4 m tief im Moor, bzw. unter Moor ein Tierzahn und zwei Beile aus Felsgestein gefunden. Der wichtige Fund ist von mir für das Landesmuseum Hannover erworben worden.

Zu Rotenburg in Hannover wurde beim Pflügen ein ungewöhnlich schön erhaltenes Absatzbeil aus Bronze gefunden. Da an der betreffenden Stelle eine noch recht sichtbare Erhöhung war, ist sicher mit einem bereits länger niedergepflügten älterbronzezeitlichen Hügelgrabe zu rechnen.

Oyten bei Bremen. Der Kaufmann Hartwig-Bremen, Besitzer einer schönen Sammlung alt- und jungsteinzeitlicher Steingeräte, sammelte in der großen Kiesgrube zu Oyten eine sehr große Anzahl von teils großen Faustkeilen, welche ihrer Form und Arbeit nach, sowie nach ihrer geologischen Lagerung sicher der deutschen Altsteinzeit angehören. Die Faustkeile gleichen völlig solchen, die aus der weitbekannten Fundstelle, Kiesgrube D. von Markkleeberg bei Leipzig und aus den Kiesgruben zwischen Löbau und Bautzen in Sachsen stammen, welche vornehmlich das „Väterkunde-Museum" zu Bremen und die Museen zu Löbau und Bautzen bewahren. Auch ein ganz gewaltiger, ausgezeichnet bearbeiteter sogenannter „Fallgruben-Riesenkeil", der ein Gewicht von gut 50 Pfund hat, wurde von Hartwig gefunden — völlig gleiche Stücke liegen aus den Kiesgruben von Löbau und Bautzen vor. Sie dienten einst zur Tötung großer Tiere, Elefanten usw., die in Wildgruben gefangen waren. Eine gute Auswahl dieser Funde und den Riesenkeil, konnte ich für das „Väterkunde-Museum" Bremen erwerben.

Bohnste, Krs. Zeven, Prov. Hannover. Hier wurden durch den Freiwilligen Arbeitsdienst 170 Morgen Heide einkultiviert und so hatte ich als Kreispfleger hier 15, teils sehr große Hügel zu untersuchen. Das hat zu wichtigen Ergebnissen geführt, über die später an dieser Stelle ausführlich berichtet werden soll. Hier in aller Kürze nur folgendes: Die z. T. nahe beieinander liegenden Hügel gehören teils der alteingesessenen hiesigen Bevölkerung an, welche aus der Megalithbevölkerung herkommt (ein zerstörtes großes Megalithgrab lag hier), teils aber der zugewanderten schnurkeramischen Siedlergruppe, welche aus Thüringen zu uns kam. Die Gräber waren nach Bauart, nach der Verwendung oder Nichtverwendung einer kennzeichnenden weißen Sandschicht, nach Vorhandensein einer Grabstele, nach mitgegebenen Scherben (sog. Scherbenopfer), nach besonders eingelagerten Resten eines Totenfeuers in ganz ausgezeichneter Weise voneinander verschieden, so daß die Zuteilung zu der einen und der andern völkischen Gruppe ganz gesichert ist. Wichtig war auch, daß wohl in den Gräbern, die den Schnurkeramikern oder deren Nachfahren angehören, nachbestattete Urnen gefunden wurden (im ganzen elf erhaltene, mit Bronzenadeln), daß aber, wie dies auch sonst immer wieder von mir bei umfangreicheren Grabungen festgestellt werden konnte, die Hügel der alteinheimischen Bevölkerung keine einzige Nachbestattung enthielten. Hervorgehoben sei auch schon, daß in dem größten Hügel der Schnurkeramiker eine große Steinpakkung freigelegt wurde, welche zu unterst eine Baumsargbestattung enthielt, darüber in der Steinpackung eine etwa mitten darin eingesetzte Urne mit einem Bronzepfriem. Da ich mehrere gleichartige Grabanlagen in meiner Heimat mit den Jahren aufdeckte — stets auf Gräberfeldern der Schnurkeramiker — bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß in der Bronzezeit die Frau öfters dem Manne im Tode folgte. In einem andern Hügel wurde ein Grab mit loser Einschüttung von zerbrannten Knochen gefunden, das mit absichtlich zerbrochenen Scherben zugedeckt war. Am Grabende eine schöne Stele. Am

Rande dieser Urne haften verbrannte Speisereste, die Prof. Grüß zur Untersuchung übersandt wurden.

Meinstedt, Kr. Zeven, Prov. Hannover. Hier wurde bei Anlage einer Kartoffelgrube ein wertvoller Fund gemacht. Zwischen umfangreichen Holzkohlenresten von einem durch Feuer untergegangenem Wohnhause fanden sich nicht weniger als 22 sog. Webegewichte aus schwach gebranntem Ton. Acht derselben tragen als Verzierung ein eingestempeltes Kreuz (im Rundstempel), wie es auch auf spätsächsischen Gefäßen sich findet. Dabei Reste eines Topfes, der anhaftende schwärzlich-schmierige Reste enthält, — ganz ohne Zweifel war dies ein Topf mit sog. „Smidbree", eine Masse, aus Roggenmehl gekocht, die bei ländlichen Webereien zum Geschmeidigmachen der Webfäden gehört und heute noch gebraucht wird. — Interessant ist die Anzahl der Webegewichte insofern, als noch heute die Bauersfrauen beim Neuaufziehen eines Webestells 20 oder 22 „Gänge" des Webegarns aufziehen.

Kl.-Meckelsen, Kr. Zeven. Bei Arbeiten zwecks Überführung des Bahngeleises Zeven—Tostedt über die Linie der Reichs-Autobahn wurde die Schmelzgrube eines Eisenschmelzers der germanischen Eisenzeit gefunden. Die Grube war etwa einen Meter eingetieft, mit vielen Steinen umsetzt und barg außer Holzkohlen ungewöhnlich viel Scherbenreste (von mindestens 50 Gefäßen, groß und klein). Daneben Reste eines großen wahrscheinlich rechteckigen, sehr dickwandigen Troges, der für den Ausschmelzprozeß gebraucht wurde, leider nicht so viel, daß das Stück zusammensetzbar ist. Eine größere, ebenfalls rechteckige Platte, mit leichten Zierstrichen, diente wahrscheinlich als Verschlußplatte einer Art Muffel. Rätselhaft ist der weitere Fund einer schönerhaltenen, 15 Zentimeter dicken, sehr gut erhaltenen, rechteckigen Ton-Fliesenplatte, 8 mal 8 Zentimeter groß. Da das Stück auch an allen Rändern gut erhalten ist, macht sie völlig den Eindruck einer Fliesenplatte, wie wir sie wohl aus jüngeren Zeiten kennen. — Unter den Gefäßresten kommen Scherben vor von Gefäßformen, die sonst im Kreise Zeven bisher nie gefunden wurden — so kann man die Vermutung wagen, daß hier ein zugewanderter Fremdling Eisen aus dem hier anstehenden Raseneisenstein gewann—. Der Fund gehört etwa der Zeit um 700 v. Chr. an.

Gyhum, Kr. Zeven. Hier wurde in einer Kiesgrube, in einer halb zerstörten Herdgrube, ein großer sog. Trichter-Randbecher der Schnurkeramik gefunden, der der Zeit um 2000 v. Chr. angehört. Die Fundstelle liegt hart am Rande einer weiten Niederung. Hier rasteten also einst einwandernde Schnurkeramiker. In derselben Kiesgrube wurde vor einiger Zeit leider eins der hierzulande so seltenen „Gräber unter Boden" zerstört durch Abgrabung. Nach eingezogenen Erkundungen ein gleiches Grab, wie die vom Museum Stade zu Himmelpforten aufgedeckten Gräber.

Buchholz bei Harburg/E., Prov. Hannover. Bei Arbeiten an der Reichs-Autobahn wurde hier ein ungewöhnlich bedeutungsvoller Grabfund angeschnitten, ein Friedhof mit Reitergräbern, welche der Zeit von 600—800 n. Chr. angehören. Bis jetzt wurden von dem unermüdlichen Museumsleiter Wegewitz (Harburg) vier Reitergräber geborgen, die Knochenreste meist gut erhalten. An Waffen wurden bis jetzt ein 60 Zentimeter langes Hiebschwert, mehrere Speerspitzen und zahlreiche Teile von Pferdegeschirr gefunden. Die Ausgrabungen werden fortgesetzt, und wir haben hier sehr bedeutsame Aufschlüsse für die niedersächsische Frühgeschichte zu erwarten, sind es doch für unser Gebiet die ersten germanischen Reitergräber, die wir finden. — Ähnliche, nur viel reicher ausgestattete Reitergräber wurden bisher auf dem ungewöhnlich reichen fränkischen Gräberfelde zu Soest geborgen.

Fels, Nordschleswig. Der Hofbesitzer Overbeck zu Fels stieß beim Abfahren einer Anhöhe auf eine starke Kiste aus Eichenplanken und meldete den Fund sofort beim zuständigen Museumsdirektor Lund zu Hadersleben (jetzt Dänemark). Sofort vorgenommene Untersuchungen stellten fest, daß es sich hier um einen ungewöhnlich gut erhaltenen Baumsarg handelte. Herr Direktor Lund wollte die Ausgrabung auf den Sommer verschieben und weiter zur Hebung und Öffnung die Museumsleiter von ganz Nordwestdeutschland einladen.

Das ist nun leider hinfällig geworden, da das Nationalmuseum zu Kopenhagen die Hebung bereits eiligst vorgenommen hat, und den Baumsarg geschlossen nach Kopenhagen ins Museum überführt hat. Es hieß, daß die sofortige Hebung erfolgen mußte, weil die starken Regenniederschläge der letzten Zeit den wertvollen Fund stark gefährdeten. —

Die inzwischen in Kopenhagen erfolgte Öffnung des Baumsarges ergab, daß er eine männliche Leiche enthielt, welche, nach erhaltenen Haarresten, auf einer Kuhhaut gebettet war. Das Skelett war leider vollständig vergangen, der Schädel, weil in in die Grabkiste eingeflossenen Sand eingebettet, ist leidlich erhalten, auf dem Kopfe eine wollene Mütze in der Form eines türkischen Fezes. Erhalten waren von der Kleidung Reste eines groben wollenen Gewandes. An weiteren Beigaben wurden zwei sehr hübsch ornamentierte Bronzescheiben von je fünf Zentimeter Durchmesser gefunden. — Museumsdirektor Broholm (Kopenhagen) weist das Grab der älteren Bronzezeit zu und spricht weiter die Vermutung aus, daß der Hügel als Familiengrabstätte anzusehen sei und weitere Bestattungen noch enthalten würde, so ist eine Untersuchung der ganzen Fundstelle in Aussicht genommen.

Brinkum bei Bremen. Hier wurden bei Abgrabungsarbeiten zahlreiche Abfallgruben gefunden, und der Unterzeichnete wurde zur Ausgrabung zugerufen. Unter der oberen Ackerschicht lagert hier eine von der nahen Weser aufgelagerte Tonschicht, die für Wasser fast undurchdringlich ist, darunter weißer Weserschwemmsand. Nun reichten die in ungefähr regelmäßiger Anlage angelegten Abfallgruben (etwa 30 bis 35), welche sehr viel Scherben, Tierknochen und Holzkohlenreste enthielten, stets durch die feste Tonschicht bis an die weiße Sandschicht. So möchte ich sie wohl als eine Art Drainage-Anlage auffassen, wie wir sie in ähnlich primitiver Weise in früheren Zeiten auf dem Lande aus Stein- oder Buschpackungen kannten, — man wollte so dem lästigen Wasser einen Abzug verschaffen.

Ist dem so, dann wäre dies ein beachtenswertes Zeichen für die Höhe vorgeschichtlicher Landwirtschaft. Die Scherben gehören, mit einzelnen Ausnahmen, welche nach Dr. van Giffen dem 2. Jahrhundert n. Chr. schon angehören, dem 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr. an, und, wenn das, was wir heute als „chaukisch" ansehen, in der Tat chaukisch ist, dann handelt es sich hier um eine chaukische Siedlung. — Scherben, welche als wirklich sächsisch zu bezeichnen sind, kamen unter den gefundenen nicht vor, dagegen befindet sich in etwa einem Kilometer Entfernung ein größerer sächsischer Urnenfriedhof, der sehr schöne, teils hakenkreuzverzierte Urnen enthielt, die im städtischen Museum zu Bremen und neuerdings in dem, von Herrn Fabrikanten Peters (Brinkum) begründeten, schon recht reichhaltigem Heimatmuseum zu Brinkum bewahrt werden.

Mitte Februar wurde auf dieser Stelle ein umfangreiches Wohnhaus (Pfostenhaus) freigelegt, welches wahrscheinlich auch der Zeit um 600 n. Chr. angehört.

Hans Müller-Brauel.

Die Bücherwaage

Otto Sigfrid Reuter, **Germanische Himmelskunde.** Untersuchungen zur Geschichte des Geistes. Mit 80 Abbildungen und Karten. München 1934. J. F. Lehmanns Verlag. 766 S. Gr.-8°. 40.— RM.

Eine bodenständige germanische Astronomie gehörte lange Zeit in den Augen der meisten zu den Fabeln, an die ein wirklich Aufgeklärter nicht glauben könne. Das geht unter anderm aus den Widerständen hervor, auf die Wilhelm Teudts These über die Externsteine und den Gutshof Österholz gestoßen ist, Widerstände und Zweifel, die nicht bloß auf Sachkennerschaft, vielmehr in weitem Umfange auch auf Vorurteilen beruhten.[1] Hat doch neuerdings ein astronomischer Fachmann wie Professor Kohlschütter, Direktor des Geodätischen Instituts in Potsdam, sich dahin ausgesprochen, daß die Befunde bei den Externsteinen, zumal nach den neuerdings durch Professor Andrae aus Münster und seine Helfer dort veranstalteten Grabungen, von Herrn Teudt ganz richtig beurteilt worden seien, also eine bronzezeitliche Astronomie bei den Germanen erwiesen. Es tagt also bereits, und das Buch O. S. Reuters erscheint zur rechten Zeit. Auch eine Reihe anderer Astronomen hat seine Ergebnisse mit Zustimmung begrüßt, und so ist es wohl nicht unangebracht, daß ein Nichtfachmann an dieser Stelle darauf hinweist.

Der Verfasser zeigt zunächst, daß der Norweger Ottarr — der Gewährsmann König Alfreds von England, in dessen Schriften er bekanntlich als Ohthere erscheint — unter den Himmelsrichtungen

[1] Man vergleiche DLZ., 1931, Spalte 1171 bis 1174, sowie die Unterhaltungsrundschau des „Tag" vom 19. Juni desselben Jahres; auch W. Teudt, Die Externsteine als germanisches Heiligtum, Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1934.

dasselbe verstanden hat wie wir Heutigen und folglich von „Richtungsverschiebung“ nicht die Rede sein kann. Dazu stimmt, wie des weiteren hier ausgeführt wird, das sonstige vorgeschichtliche Richtungsbild, so wie es aus der Cheopspyramide (vom Jahre 2160 vor unserer Zeitrechnung), schwedischen Steinkistengräbern, den Schiffsbestattungen von Oseberg, Tune und Gokstad und dem Inglingehügel im schwedischen Smaaland hervorgeht (man sehe die bebilderte Schrift von Erik Floderus, Inglinge Hög, Stockholm 1932, in Kommission bei Wahlström und Widstrand daselbst.

Auf S. 33 und den folgenden handelt Reuter von der Beobachtung des Kreislaufs der Sonne und dem altnordischen Begriff *réttsoelis*; von der Eriksgata der Schwedenkönige und ihren deutschen Gegenstücken: in allen diesen Fällen ging der Umritt in der Richtung des Sonnenlaufs — mit der Sonne — vor sich. (Die Linksläufigkeit erscheint unserm Autor S. 88 als irisch, wobei jedoch eine Stelle des altisländischen Besiedlungsbuches mißverstanden zu sein scheint: es heißt hier nämlich *þeir trúðu á Kolumkilla, þóat þeir vxri úskírðir*, Landnámabók 1900, S. 11, Z. 31 (sie glaubten an Kolumkilla, obgleich sie ungetauft waren — *úskírðir* ist mit *írskir* verwechselt). Ferner sei hervorgehoben der Passus S. 51 ff. über den Sieg der germanischen Achtteilung des Horizonts über die von Karl dem Großen eingeführte Zwölfteilung, welche durch die moderne Windrose mit ihrer Zweiunddreißigteilung glücklich überwunden worden ist. — Es freut mich, daß der Verfasser S. 71 den *Irmingot obana ab hebane* im altdeutschen Hildebrandsliede als heidnischen Gott anerkennt; beachtenswert ist sein Hinweis auf die Nordtür im Gunnarsþáttr þiðrandabana und seine Erklärung des Namens *Hölgatroll* (für *Hölgabrūd*) als christlicher Verunglimpfung. S. 82 erfährt der Leser, daß die Redensart „Ex oriente lux“ auf der Breite von Jerusalem (32° n. Br.) verständlich ist. Weiterhin folgt eine einleuchtende Deutung der astronomischen Stelle im Grœnlendingaþáttr: die Vínlandseykt entspricht der Eyktstätte der Snorra Edda, und der Bericht lautete ursprünglich: „Mehr als in Grönland glichen sich dort an Länge Tag und Nacht; um die Zeit der kurzen Tage hatte die Sonne nahezu Eyktstätt und Dagmalstätt.“ Reuter folgert hieraus: „Unter der Voraussetzung einer Fehlermöglichkeit bis zu fünf vielleicht in Florida zu suchen sein.“ Besonders würde Vínland nicht nördlicher als Graden anerkennenswert ist ein S. 176 ff. gelieferter Nachweis in bezug auf die Stelle bei Jordanes-Cassiodor über die 346 Sterne, welche den „Geten“ (= Goten) bekannt gewesen seien: es ist dies die griechische Summe der in den zwölf Zeichen enthaltenen Einzelsterne. „Der alte Norden hat in der Zeit zwischen 200 und 1450 nach unserer Zeitrechnung in 32 Camelopardalis Hevellii seinen Polarstern gesehen“, liest man Seite 214; denselben Stern hatten die Chinesen als Leitstern und nannten ihn Tiändschu („Himmelspunkt“).

Den ganzen reichen Inhalt des wahrhaft bahnbrechenden Werkes hier verdichtet wiederzugeben, kommt aus Raumgründen nicht in Frage. Es sei auf das Buch selbst verwiesen, dessen Ergebnis in Kürze dieses ist: die Germanen haben seit um 400 vor Beginn unserer Zeitrechnung eine eigene, selbständige Himmelskunde und Kunst des Segelns nach den Gestirnen besessen, und dies geht ebenso aus der himmelskundlichen Besonderheit des Nordens unserer Erdkugel wie aus den richtig verstandenen Quellen einwandfrei hervor. Die Breiten- und Längenbestimmung der Griechen war ihnen unbekannt, aber sie waren den Römern, wie an Erfindungsgabe überhaupt, so auch als Astronomen unzweifelhaft überlegen. Gustav Neckel.

(Eine ausführliche Arbeit über das Werk von Reuter bringen wir demnächst.)

Günther, Prof Dr. Hans F. K., **Herkunft und Rassengeschichte der Germanen.** Mit 177 Abb. und 6 Karten. München 1935, J. F. Lehmanns Verlag. 180 S., 8°, (F). Geh. 4.80 RM., Lwd. 6.— RM.

Das Buch beginnt mit einer sehr sorgfältig zusammengestellten Abhandlung über die „Wurzeln des Germanentums in der Jungsteinzeit“. (Die gegenseitige Durchdringung von Schnurbecherleuten und Megalithkeramikern.) Es ist wohl die beste Übersicht über diesen Fragenzusammenhang, den es heute gibt (nach rückwärts jetzt noch zu ergänzen durch die Arbeit von Weinert, „Zur Urgeschichte der nordischen und fälischen Rasse“, veröffentlicht in H. 9/1934 der Monatsschrift „Rasse“). Der 2. Abschnitt behandelt die leiblichen Merkmale der Germanen. Dem „literarischen“ Süden werden die Germanen zuerst auf ihren Landnahmezügen bekannt, und den Berichten der Schriftsteller lassen sich Nachrichten über die Rassenmerkmale entnehmen, die dem Germanentum eigen sind. Diese Angaben werden ergänzt durch Vorführung und Untersuchung von Gebeinfunden aus der frühgeschichtlichen Zeit. Das Ergebnis des 1. Abschnittes wird dadurch bestätigt. Ebenso durch die erhaltenen

Bildwerke und die Betrachtung der geistig-seelischen Haltung. — Wir sehen heute die Norden i. e. S. und die Falen als Unterrassen der nordeuropäischen Hauptrasse an, und so bleibt Gemeinsames bei aller Sonderart. Die Bewahrung der seelischen und körperlichen Merkmale wäre aber nicht möglich gewesen, wenn bei den Germanen nicht eine bewußte Rassen- und Erbgesundheitspflege vorhanden gewesen wäre. Im 3. Abschnitt zeigt Günther, daß diese bewußte Achtsamkeit bis in die indogermanische Vorzeit zurückgeht, und daß die Gebote der Rassenpflege als ein besonders kennzeichnender Ausdruck indogermanischer Frömmigkeit erscheinen. Im Schlußabschnitt wird dann nachgewiesen, wie seit der Bekehrung diese Achtsamkeit immer mehr zerstört wird (siehe „Germanien“, 1935, S. 33—42). Unsere Erbgesundheitspflege von heute knüpft bei den Sitten des artreinen Germanentums an und hat die Auswirkungen eines „finsteren Mittelalters“ (hier ist der Ausdruck angebracht) zu überwinden. — Wir möchten noch besonders betonen, daß das Buch eine Fülle quellenmäßig belegter Einzelangaben enthält, die wegen ihrer Zerstreutheit sonst schlecht zugänglich sind, und daß Günthers Ausführungen durch zahlreiche gute Abbildungen gestützt werden. J. Friedrich.

Rheinisches Volkstum. Schriftenreihe zur Einführung in die Volkskunde der Rheinlande. Herausgegeben von Karl Meisen und Hans Naumann.

1. Heft: K. Meisen, Volkskunde der Rheinlande, RM. 1.40.
2. Heft: Gottfried Henssen, Rheinische Volksüberlieferung in Sage, Märchen und Schwank, RM. 1.40.
3. Heft: Joseph Schmidt-Görg, Das rheinische Volkslied, RM. 1.80.
4. Heft: Adam Wrede, Rheinischer Volksbrauch, RM. 1.60.

Diese Schriftenreihe wird jeder begrüßen, der sich mit rheinischer Volkskunde befaßt. Solche leichtzugängliche Einzeldarstellungen, die über den Stand der Forschung schnell unterrichten, fehlten bisher.

Bedauerlich ist, daß Meisen die Bedeutung der volkskundlichen Forschung der „Romantik“ verkennt, die in bahnbrechender Weise germanische Altertumskunde und Volkskunde verband. Dr. Otto Huth.

Werner Deubel, **Schillers Kampf um die Tragödie.** Umrisse eines neuen Schillerbildes. Berlin 1935. Widukind-Verlag Alexander Boß. 48 Seiten. 1,30 RM.

Die deutsche Erneuerung bedeutet im tiefsten das Wiederanknüpfen an den germanischen Mythos. Der deutsche Mensch gewinnt eine neue Beziehung zur Vergangenheit und es vollzieht sich mit unaufhaltsamer Notwendigkeit eine Umwertung unserer bisherigen Auffassung geschichtlicher Epochen und Gestalten.

Die gesamte deutsche Geschichte wird zum ersten Male vom bisher geleugneten germanischen Grunde her neu erfaßt.

Im germanischen Heidentum hatte, wie im nordischen Griechentum, der Sänger und Dichter eine Führerrolle als der Schöpfer und Bewahrer der Mythen. Ist auch während der Zeit, die man die deutsche Geschichte nennt, der Dichter der Hüter des angestammten Mythos gewesen? So fragen wir heute und wir sehen, daß wir unsere Dichter jetzt erst eigentlich entdecken, daß sie plötzlich eine neue Gestalt und ungeahnte Gegenwartsbedeutung für uns gewinnen.

Seit der sogenannten Bekehrung war das germanische Kulturerbe mit Vernichtung bedroht. Die germanischen Heiligtümer wurden damals zerstört oder in christliche umgefälscht, die germanischen Götter verteufelt oder zu Heiligen gemacht, das Brauchtum, die Lieder und Sagen verboten.

Wer bedenkt, daß der Dichter dem Blute nach dazu bestimmt ist, glühend zu verehren die göttliche Natur und singend zu erneuern den germanischen, uralt-ewigen Mythos, der weiß auch, daß er im fremden Raume christlicher Wertung, der Natur und Welt unheilig ist, vom Verhängnis bedroht ist. Der unheilbare Bruch zwischen angestammter Art und fremden Wesen, der durch die ganze deutsche Geschichte hindurchgeht, zersprengt auch die Gestalten der großen Dichter und bringt sie in die Gefahr, daß sie ihrer Sendung untreu werden. Die germanische Kultur war, was Nietzsche der deutschen als Ziel setzt, „tragische Kultur“. Die indogermanische Religion war Pantragismus (Günther). Es ist daher ein unerhört wichtiges Ereignis, daß mit Schiller die deutsche Dichtung den Weg zur Tragödie betritt. Denn damit ist sie auf dem Weg zum Urgermanentum. Von hier betrachtet ergibt sich ein neues Bild Schillers, dessen Wesen bisher verkannt wurde. Werner Deubel zeigt uns diesen germanischen Schiller. Die Urbilder seiner Dichtung sind die Sonne und das Feuer und der Held, der die Sonnenbahn schreitet. Dieser Schiller steht nicht zwischen Kant und Goethe, sondern neben ihnen unvergleichlich und ebenbürtig. Er ist nicht der Dioskur Goethes, des Idyllikers, sondern der heimliche Bruder Hölderlins, des germanischsten der deutschen Dichter. Dr. Otto Huth, Berlin.

Zeitschriftenschau

Zur geistigen Kultur der Germanen

Gustav Schwantes, **Schalensteine als Kultsymbole des Donnergottes.** Versuch zur Lösung eines sehr alten Rätsels. Altschlesien. Bd. 5, Breslau 1934. Die Bedeutung der weitverbreiteten Schalensteine ist eine viel erörterte Frage, die zu den verschiedensten Auslegungen geführt hat. Verf. führt uns hier einen Weg, der eine einleuchtende Erklärung gibt. In der Steinzeit finden sich häufig Beile mit meist unvollständiger Durchbohrung, die ersichtlich nie einem Nutzzweck gedient haben kann. Das wird bestätigt durch die Tatsache, daß auch tönerne Nachbildungen mit solchen Durchbohrungen vorkommen. Da diese kultischen Bohrungen gerade an Beilen erscheinen, handelt es sich offenbar um Kulthandlungen bei der Verehrung oder Anrufung des Donnergottes. Nun kommen solche Bohrungen auch auf Geröllsteinen, gern auf von Natur beilähnlichen Stücken vor. Löst sich hier schon die Kulthandlung von dem Beil, so lag es nahe, sie auf jedem beliebigen Fels im Bedarfsfalle vorzunehmen. Die Schälchen der Schalensteine sind zugleich die einfachsten und ältesten Symbole der Sonne, denn der beilschwingende Gewittergott und der Sonnengott sind ursprünglich wesensgleich gewesen. Schon in der mittleren Steinzeit, in den Maglemose-Funden Dänemarks, finden sich solche Geröllsteine mit beiderseitigen Grübchen. Ihre Deutung als Keulen ist meist wenig einleuchtend, und es ist viel wahrscheinlicher, daß wir in ihnen Zeugen dieses alten Brauches vor uns haben. / Ernst Sprockhoff, **Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagendarstellung.** Ebenda. Bei Premnitz an der unteren Havel wurde eine Kanne geborgen, die der 4. Periode der Bronzezeit zuzurechnen ist und in ihrer Gestalt lausitzische Anklänge zeigt, während die tief eingezogene Verzierung auf germanisches Gebiet verweist. Noch mehr das Muster: Um die Kanne läuft ein Fries, an dem sich die Darstellung eines Tieres, offenbar Pferdes, mit einem Kreis mit Punktmitte abwechseln. Obwohl die auf anderen Zeichnungen, wie Felsbildern und Rasiermessern, vorhandenen Zügel fehlen, handelt es sich hier unzweifelhaft um eine Darstellung des Sonnenwagens. In der für den Germanen ungewöhnlichen Reihung zeigt sich hallstättischer Einfluß, nicht verwunderlich in diesem von den Germanen eroberten Gebiet, in dem sie mancherlei ansässige und benachbarte Anregungen aufnehmen. Ist der Zusammenhang mit dem Sonnenwagen von Trundholm und den Darstellungen auf altgermanischem Gebiet eindeutig, so führen Spuren weiterhin bis zu der Gesichtsurnenkultur im Weichselgebiet, wo wir auf Gesichtsurnen ebenfalls Zeichnungen des Sonnenwagens finden. / Karl Hermann Jacob-Friesen, **Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen und ihre kultische Bedeutung.** Ebenda. Die verzierten Rasiermesser Niedersachsens, die sämtlich der 4. und 5. Periode der Bronzezeit angehören, werden in diesem Aufsatz samt ihrem Fundbericht wiedergegeben. Fast alle tragen sie Schiffsdarstellungen, die einzige Ausnahme von Boitzen dagegen läßt erkennen, wie die Schiffsdarstellung sich aus dem Ornament entwickelt hat. An den Steven befinden sich Pferdeköpfe; Pferdedarstellungen sind auch sonst häufig. Auch die angeblichen Schlangen sind als hochstilisierte Pferde zu deuten. Einmal erscheint ein Mensch mit Paddelruder. Häufig wird die Besatzung durch S-förmige Figuren wiedergegeben. Der Vergleich mit einer dänischen Klinge führt uns zur Erkenntnis von Zwillingsdarstellungen. Über einem der Schiffe schwebt ein großer Dreiwirbel. Wir ersehen also, daß der ganze Inhalt der Zeichnungen sich ausschließlich auf den Sonnenkult bezieht. / Georg Raschke, **Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe von Sedschütz, Kr. Neustadt, O.-S.** Ebenda. Der Aufsatz bringt eine ausführliche Beschreibung dieses Grabfundes, der außer einer vollständigen Ausrüstung eines wandalischen Kriegers Bruchstücke eines Topfes mit Runen enthielt. Der Fund gehört in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts. Somit stellt die Inschrift das älteste Schriftdenkmal der Wandalen auf oberschlesischem Boden und überhaupt die älteste bekannte Runenschrift der Germanen dar. / Wolfgang Krause, **Die Runeninschrift von Sedschütz.** Ebenda. Verf. untersucht die Runeninschrift selber und ihre Deutungsmöglichkeit. Sie lautet: **rlþ.b.hkbul.** Daß es sich nur um ein Bruchstück handelt, erschwert natürlich die Deutung. Durch vergleichende Untersuchung ergänzt Verf. die Inschrift wie folgt:

[(a)]rs l(a) þ (a) .B. h (aba i)k bul (l) [an].

„Hier Zitation. B... Ich habe (dieses) Gefäß..." Die Form der Runen wie sprachliche Gründe sprechen ebenso wie der Fundinhalt des Grabes für ostgermanische Zugehörigkeit. / Wolfgang Krause, **Der Runenzauber auf einer wandalischen Urne aus Oberschlesien.** Der Oberschlesier. Organ des Bundes Deutscher Osten. 17. Jahrg., Heft 2, Oppeln 1935. Beim Bau des Hitler-Kanals in Niesdrowitz, Kr. Groß-Strehlitz, wurde ein fast vollständig erhaltenes wandalisches Grabgefäß mit Runen geborgen. Die Urne enthielt Leichenbrand und Beigaben, darunter eine Lanzenspitze und einen Stangenschildbuckel. Der Fund gehört dem 3. Jahrhundert n. Chr. an. Um die Außenwand der Urne läuft eine im Kreise geschlossene Runenschrift. Während in der Inschrift von Sedschütz die Runen als Lautzeichen erkannt werden konnten, scheinen sie hier symbolische, magische Bedeutung zu haben, eine Verwendung, die ja schon von Tacitus bezeugt wird. Verf. unternimmt einen Deutungsversuch, dessen Ergebnis auf Totenkult hinweisen würde, und erinnert an ähnliche Funde auf schwedischem Gebiet.

Kultur und Technik

J. H. Holwerda, **Ein hallstattzeitliches Fürstengrab bei Oß in Holland.** Altschlesien, Bd. 5, 1934. Der große Grabhügel, in einer Umzäunung von 52 m Durchmesser gelegen, enthielt in dem fürstlich ausgestatteten Hauptgrabe u. a. ein Hallstattschwert, dessen Griff mit Tuch bekleidet und mit rautenformigen Goldplättchen belegt war. Reste der hölzernen Scheide, mit Bronzeknöpfen beschlagen, waren ebenfalls noch vorhanden. Die Brandreste lagen in einer Bronzesitula. Dieser Hallstattfund ist einzigartig für Nordbrabant. Verf. erwägt die Frage, ob wir in diesem Toten den Führer eines eingewanderten Volksstammes zu sehen haben. / A. v. Jenny, **Ein kaiserzeitlicher Goldfingerring aus der Mark Brandenburg.** Ebenda. Ein bekannter Schmuckgegenstand der Kaiserzeit sind die Schlangenringe des 3. und 4. Jahrhunderts, über deren Entstehung noch keine einhellige Meinung besteht. Ein goldener Fingerring aus dem Dorfe Königsberg (Ostpriegnitz) ist hier vielleicht Wegweiser. Er ist aus drei Ringen aufgebaut und trägt übereinander — der mittlere gegenständig — drei ziemlich naturalistische Delphinköpfe. Obwohl der Gedanke an provinzialrömische Vorbilder naheliegt, lassen sich solche Vorbilder kaum nachweisen. Er deutet vielmehr auf Skandinavien und dürfte als Vorstufe jener mehr stilisierten Ringe anzusehen sein. Ein Ring aus slavischer Zeit und eine schwedische Ringfibel um 1300 zeigen, daß solche Motive auch später fortleben. / Gertrud Sage, **Die Gewebereste aus den Fürstengräbern von Sacrau unter besonderer Berücksichtigung der Brettchenweberei.** Ebenda. Die Fürstengräber von Sacrau, dem 4. Jahrhundert n. Chr. angehörig, haben außer ihren bekannten Schätzen auch eine Reihe von Stoffresten geliefert. Es sind zwar nur stark zusammengebackene Fetzen, die durchweg schwarz verfärbt sind, aber bei eingehender Untersuchung haben sie reiche Aufschlüsse gegeben. Grab 2 enthielt drei verschiedene Webarten, Grab 3 deren sogar neun. Es handelt sich um Wollstoffe, um Wollgewebe mit verschieden starker Leinenbindung und um Leinengewebe, letztere nur sehr wenig erhalten. Die Fäden sind teilweise äußerst fein. Dazu treten Bänder und Kanten in Brettchenweberei, der eine eingehende Untersuchung gewidmet wird. Kanten in Brettchenweberei sind dem Stoff sogar angewebt, eine Verbindung zweier Webarten, die eine hohe Beherrschung der Webekunst voraussetzt. Die Untersuchung beweist aufs neue, daß die Handfertigkeit der germanischen Frau der des Mannes in nichts nachstand. / Gunnar Ekholm, **Die Einfuhr von Bronzeschüsseln der römischen und frühmerowingischen Zeit nach Skandinavien.** Ein Beitrag zur Geschichte des römisch-germanischen Handels. Ebenda. Die Untersuchung der römischen und provinzialrömischen Einfuhrstücke nach Skandinavien ergibt lebendige Aufschlüsse über den Wechsel der Handelswege: Der älteste führte die Elbe hinauf über Böhmen, Carnuntum und den Brenner nach Aquileia. In der jüngeren Kaiserzeit vollzieht sich eine deutliche Verschiebung nach Osten, zur Oder und Weichsel. Die spätesten Funde endlich zeigen sich in Norwegen. Die Waren wurden nunmehr von der Rheinmündung her eingeführt, wo die Friesen die Vermittler gewesen sein werden. Deutlich spiegelt sich hier die Blüte und der spätere wirtschaftliche Verfall Italiens. Eine Karte ist beigefügt. / Walther Veeck, **Neue Grabungen im Alemannenfriedhof von Oberflacht, Oberamt Tutlingen.** Ebenda. In dem berühmten Gräberfeld von Oberflacht sind uns durch eine seltene Gunst der Bodenverhältnisse Schätze aufbewahrt,

wie sie in unseren Breiten sonst nur vereinzelt erhalten sind. Freilich ist nur noch ein geringer Bruchteil des ursprünglichen, kaum faßbaren Reichtums erhalten, da der Friedhof seit mehr als einem Jahrhundert bereits ausgeraubt worden ist. Trotzdem haben wir eine Fülle von Holzarbeiten, Geweberesten und vergänglichen Dingen, die uns einen seltenen Einblick in die Vielfältigkeit germanischer Kultur gewähren. Die Grüfte waren aus Eichenbohlen gefügt, in ihnen stand die schön gedrechselte Totenbettstatt. Oder der Tote war in einem Totenbaum bestattet, der auf dem Deckel einen Schlangenkörper trug. Außerdem findet sich erstklassige Drechslerarbeit, wie Schalen, Leuchter, Töpfe, Krüge — Formen, die z. T. bis in die Jetztzeit an Ort und Stelle fortleben. Die Arbeiten sind noch immer nicht abgeschlossen. Insbesondere erfordert die Konservierung Zeit, so daß erst nach ihrer Vollendung ein voller Überblick über diesen unschätzbaren Fund erfolgen kann. / Birger Nermann, **Zur Entstehung der wikingerzeitlichen Wellenverzierung.** Ebenda. v. Richthofen hat bekanntlich die Entstehung des Wellenornamentes untersucht, das früher für rein slavisch angesehen wurde. Entgegen dem Eindruck, den man bei ihm gewinnt, hat sich in Schweden in der älteren Wikingerzeit nur ein einziges Gefäß mit Wellenverzierung gefunden. Wohl aber gibt uns dieses einen Anhaltspunkt für die Entstehung dieses Ornamentes. Ein beliebtes Muster im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. sind schräggestellte S-förmige Figuren. Wenn sie sehr eng gestellt werden, liegt die Entwicklung zum Wellenband nahe. Dies Gefäß von Bjärs, Gotland, zeigt nun in der Tat die Spuren solcher Entstehung. Aus dem 8. bis 10. Jahrhundert ist die Gesamtzahl der Gefäße sehr gering; mag sein, daß deshalb die wellenverzierten fehlen. Aber auch im 11. Jahrhundert erscheinen sie nicht eben häufig.

Siedlung und Ausbreitung

Herb. Jankuhn, **Der Wikingerfund aus Libau in der Provinz Posen.** Altschlesien, Bd. 5. 1934. Im Museum Breslau befindet sich ein Grabfund aus Libau (Posen), dessen bedeutendste Stücke eine verzierte Lanzenspitze skandinavischer Herkunft und eine Axt sind, die dem germanischen Kolonialgebiet in Südrußland nahe steht. Der Fund ist um 1000 n. Chr. anzusetzen. Bemerkenswert ist, daß es sich um ein wikingisches Grab auf einem slavischen Friedhof handelt. Verfasser verweist auf die Tatsache, daß solch ein reich ausgestattetes Grab auch auf Wikingerfriedhöfen nur gelegentlich einmal zwischen vielen einfachen, wenig charakteristischen vorkommt, und wirft die Frage auf, ob nicht in Ostdeutschland viele solcher einfachen Gräber als wikingisch nicht erkannt werden, in Wahrheit also ihre Zahl viel größer sei, als bisher angenommen wurde. Zum Vergleich stellt er die Fundkarte von Haithabu der wikingischen Ortsnamenkarte in der gleichen Gegend gegenüber. Wie bedeutend der wikingische Einfluß in dieser „slavischen" Zeit in Ostdeutschland gewesen ist, beweist nicht nur, daß alle wichtigen Flußmündungen von Handelsfestungen beherrscht wurden, sondern daß nunmehr auch wikingische Funde in der Prager Burg und in Oppeln gemacht worden sind. Beachtenswert ist auch die Entstehung des polnischen Reiches, dessen erster König Misico mit rechtem Namen Dago geheißen hat und einem Geschlechte angehört, das „von außen" gekommen ist. Im Mittelpunkte eben dieses Gebietes liegt unser Fundort Libau. Auch hat der schlesische Adel bis ins Mittelalter hinein enge Familienbeziehungen zu Skandinavien gepflegt.

Zur Skythenfrage

L. von Mérton, **Der Verwandtenkreis des Parierstangendolches von Klein-Neundorf, Kreis Görlitz.** Ebenda. Die Untersuchung dieser im mitteleuropäischen Kreise ungewöhnlichen und nicht häufigen Parierstangendolche erweist sie als skythisches Kulturgut. / Helmut Preidel, **Der Skytheneinfall in Ostdeutschland und die skythischen Funde aus Böhmen.** Ebenda. In Ostdeutschland sind aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert eine Reihe von skythischen Gräbern, Waffen und anderen Funden bekannt, die von manchen Forschern als die Zeugen eines Skytheneinfalls angesehen werden. Dafür spricht das Vorkommen von skythischen Waffen rings um die Rundwälle, während andererseits kein einleuchtender Gedanke zu finden ist, der die friedliche Einfuhr gerade solcher Gegenstände begreiflich macht. Die böhmischen Skythenfunde dagegen deuten darauf hin, daß es sich hier um Kultureinflüsse handelt, die vermutlich von dem damals skythischen Ungarn ausgegangen sein dürften und von den in Böhmen wohnenden Kelten willig aufgenommen worden sind.

Hertha Schemmel.

Die Deutsche Höhere Schule. (Hrsg. v. Ministerialrat Dr. Benze, Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M.) leitet das Hartung-Heft 1935 mit dem Beitrag ein „Aus der Gedankenwelt Jacob Grimms". Die

Zusammenstellung ist anläßlich des 150. Geburtstages (am 4. Januar) des Altmeisters der Deutschkunde erfolgt, dessen Weite und Tiefe für uns noch längst nicht ausgeschöpft ist. — In seinem Aufsatz „Nationalpolitische Bildungswerte im altsprachlichen Unterricht" geht H. Kurfeß auf Zusammenhänge aus Cäsar ein, die für die Germanenkunde fruchtbar gemacht werden können (Volk ohne Raum: Auswanderung und Niederlage der Helvetier; das Trauerspiel im Elsaß: Cäsar besiegt die Germanen unter Ariovist; das Schicksal des Rheinlandes; Land und Leute in Germanien; Ein Husarenstück der Sugambrer).

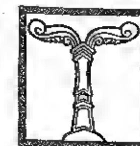
Im 1. Hornungheft 1935 berichtet H. Jankuhn über die „Ausgrabungen in Haithabu". Bemerkenswert ist in der Einleitung die Beurteilung der Wikingerzüge, die auch heute noch oft unter falschem Gesichtswinkel angesehen werden: „Auch in der Wikingerzeit handelt es sich bei den germanischen Bewegungen nicht um Raub- oder Plünderungsfahrten, sondern um Eroberungen, die zu Staatenbildungen unter germanischer Führung geführt haben. Denn damals entstand das russische Reich und das polnische, damals das Herzogtum in der Normandie, die germanischen Staaten an der Küste Irlands, der große Isländische Freistaat und die Siedlungen in Grönland. Es ist also eine Zeit, die für die politische Entwicklung Europas von gleicher Bedeutung war wie die Völkerwanderungszeit der Jahrhunderte davor."

Das „Nachrichtenblatt für Deutsche Flurnamenkunde", herausgegeben von H. Beschorner und Joh. Leipoldt, erscheint jetzt im 4. Jahrgang. Auf die Wichtigkeit des Blattes und seine Beilage „Die Deutsche Flurnamenliteratur" und auf den billigen Jahresbezugspreis von 2 RM. haben wir in „Germanien" schon mehrmals hingewiesen.

Heft 1/1935 bringt einen sehr beachtenswerten Aufsatz „Siling und Zobten" von E. Maeschke-Breslau und von J. Leipoldt eine methodisch wichtige Besprechung der Arbeit von Cl. Westphal „Flurnamen und Kulturkreisforschung". — Mit dem 1. Heft beginnt zu erscheinen „Der II. Anschlußbericht zu dem Handbuch der Deutschen Flurnamenliteratur bis Ende 1926", wieder von H. Beschorner herausgegeben. Der I. Anschlußbericht umfaßt die Jahre 1927, 1928 und 1929, der II. soll die Jahre 1930 bis 1933 berücksichtigen, so daß in absehbarer Zeit der Anschluß an die Gegenwart und damit eine laufende Berichterstattung erreicht sein wird. Im Abschnitt V („Bedeutung der Flurnamen für andere Wissenschaften") des „II. Anschlußberichtes" sind eine Anzahl Arbeiten aufgenommen, die das Verhältnis der Flurnamen zur Deutschen Rechtsgeschichte und zur Vorgeschichte beleuchten. — Der schönen Arbeit der Zentralstelle für Deutsche Flurnamenforschung sind alle zu Dank verpflichtet, die sich mit Flurnamenkunde beschäftigen, und es wäre sehr zu wünschen, wenn sie entsprechend dem Aufruf des Herausgebers ihre Anteilnahme zeigten: „Wieder und wieder ergeht daher an alle, die mit Flurnamen zu tun haben, sei es, daß sie etwas veröffentlichen, sei es, daß sie irgendwie auf Flurnamenarbeiten stoßen, die dringende Bitte, uns auf sie aufmerksam zu machen, oder aber, wenn es geht, sie an die Zentralstelle (Dresden-N. 6, Düppelstr. 14) einzuschicken."

Suffert.

Vereinsnachrichten



Pfingsttagung 1935: Die Tagung wird eröffnet Dienstag, den 11. Juni, 19.45 Uhr, durch Begrüßung und Eröffnung der Pflegestätte für Germanenkunde im Hörsaal, Hitlerdamm 12, Eingang B. Anschließend geselliger Abend im „Neuen Krug", Hitlerdamm 13a.

Gruppe Groß-Berlin. Am 25. 3. 35 sprach Studienrat Edmund Weber über die kulturgeschichtliche Bedeutung der Runeninschriften. Er ging davon aus, daß die aus Gräbern, Mooren und Wurten gehobenen Runenfunde germanische Selbstzeugnisse darstellen aus einer Zeit, da es noch keine germanischen Urkunden in der Mönchsschrift gab. Die nordischen Inschriften in Stein, die in die Tausende gehen und mindestens zwei Jahrtausende umfassen, besitzen ebenfalls einen unersetzlichen Quellenwert. Alle diese Zeugnisse haben sprach-

geschichtlichen Wert, indem sie Namen, Wörter und Sprachformen liefern, sie enthalten dichtungskundliche Belege für den Stabreim und den Strophenbau, sie belegen die Wanderung südgermanischer Sagenstoffe und Lieder nach dem Norden, sie zeugen für Mannentreue und Sippenpflege, sie sind Wegspuren der Wanderungen germanischer Stämme und von Wikingerscharen, sie ergänzen schriftliche geschichtliche Berichte in der Mönchsschrift, sie offenbaren rechtliche Anschauungen über Erbfolge und Blutrachepflicht, sie kennzeichnen den Zauberglauben der Germanen, die durch Runen ihre Waffen wirksamer zu machen und ihre Gräber zu schützen glaubten, sie enthalten wertvolle Hinweise auf den Götterglauben und kultische Einrichtungen. Zum Schluß wies der Vortragende darauf hin, daß Runenfunde des letzten Jahrzehnts beweisen, daß die Runenschrift bis in die Bronzezeit hinabreicht und dadurch den politischen Angriff Mussolinis auf die germanische Kulturehre widerlegt.

Ortsgruppe Frankfurt a. M. Anläßlich der ersten, wohlgelungenen Veranstaltung dieser Arbeitsgemeinschaft am 13. Lenzing stellte der Vorsitzende, Herr Friedrich Schrader, eindringlich die bekannten, nun auch in Frankfurt zu lösen begonnenen Aufgaben der völkischen Vorgeschichtsarbeit heraus. Anschließend vermittelte Rektor K. Wehrhan durch seinen reichbebilderten Vortrag „Die Externsteine im Lichte der neueren Forschung" eine klare Vorstellung von diesem einzigartigen Natur- und germanischen Kulturdenkmal. Es gelang ihm, das Wesentliche festzuhalten und warme Anteilnahme als fruchtbare Grundlage für unsere fernere Arbeit zu erwecken.

Entgegen vormonatlicher Mitteilung finden die Vorträge jeweils am letzten Mittwoch im Monat, 20 Uhr, Lessing-Gymnasium statt. — Im Mai spricht Friedrich Schrader über „Die Feuerbestattung im alten Germanien".

Arbeitskreis Kassel, Hohenzollernstraße 85. Der Lichtbildervortrag, den der Arbeitskreis Kassel der Freunde germanischer Vorgeschichte am letzten Freitag veranstaltete, fand wieder eine zahlreiche Hörergemeinde. Betr.-Jng. E. Grothe sprach über das Thema „Der deutsche Wald im Wandel der Jahrtausende". Die auf den Lehrwanderungen des Arbeitskreises und besonders auf der Herbstwanderung zum Weißner erhaltenen Anregungen boten den Anlaß, ein Bild der Geschichte des deutschen Waldes zu vermitteln. Die botanischen, geologischen und anderen Forschungen namhafter Gelehrter, wie Dr. Kurd von Bülow, de Geers, Webers usw. berücksichtigend, ging der Vortragende in längeren Ausführungen und unter Benutzung sehr anschaulicher Lichtbilder auf die Entstehung der Moore ein. Hierbei wurde besonders eingehend die Bedeutung der in den letzten 20 Jahren angewendeten Blütenstaubbestimmung und ihre Auswertung zu Pollendiagrammen besprochen, deren Ergebnisse in hervorragender Weise geeignet sind, ein Bild von der Verbreitung der Pflanzen einschließlich der Bäume und Sträucher in den verschiedenen Zeitabschnitten des Alluvium zu ermitteln. In welcher Weise diese Forschungen Rückschlüsse auf das Klima und auf die Schicksalsverbundenheit des Waldes und des Menschen mit dem Boden zulassen, und welche Einflüsse bestimmend auf die verschiedenen Zeitabschnitte (Haselzeit, Wärmezeit, Buchenzeit usw.) waren, wurde von dem Vortragenden in meisterhafter Weise einem aufmerksamen Hörerkreis anschaulich übermittelt. Zum guten Verständnis trug besonders ein ausgezeichnetes Lichtbildmaterial bei, von dem Vortragenden zum größten Teil selbst gefertigt.

Der Kasseler Arbeitskreis gibt eingehende Arbeitspläne heraus. Wegen Bezuges dieser Arbeitspläne wende man sich an die oben angegebene Kasseler Geschäftsstelle.

Nachruf. Am 29. Lenzing 1935 verstarb unser Mitglied, der Apotheker und S.-A.-Standartenführer Bruno Bode, Bad Zwischenahn in Oldenburg, ein aufrechter deutscher Kämpfer für unsere Vor- und Frühgeschichte und ein begeisterter Mitarbeiter unserer Vereinigung, der die oldenburgische Landesgruppe mitgegründet und -geleitet hat. Wir werden seiner dankbar und stolz gedenken.

Berichtigung. In dem Beitrag „Neues zum Helianddichter", „Germanien", 1935, S. 90, ist leider ein den Sinn verändernder Fehler unterlaufen. Es muß in der zweiten Spalte, 11. Zeile heißen: Adalhart, einer der Gründer des Klosters Corbey, wurde nach Karls Tode von Ludwig dem Frommen eine Zeitlang nach Heri... verbannt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 | Juni / Linding | Heft 6

An unsere Mitglieder!

Nachdem in der Hauptversammlung der Vereinigung in Detmold am 6. und 7. Gilbhart 1934 dem Anschluß der „Freunde germanischer Vorgeschichte" an den „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte" unter Leitung des Prof. Dr. Reinerth grundsätzlich zugestimmt war, konnte er am 6. Mai d. J. in Berlin ausdrücklich vollzogen werden.

Der Anschluß ist körperschaftlich, er wahrt daher die Selbständigkeit der Vereinigung mit ihren Ortsgruppen und Arbeitskreisen in der bisherigen Form.

Die Vereinigung hat sich zur Zahlung eines jährlichen Beitrages je Mitglied verpflichtet, der nur von der Hauptstelle geleistet wird. Den Ortsgruppen usw. wie den Einzelmitgliedern, die unsere selbstlosen völkischen Bestrebungen durch Beitrittserklärung fördern, erwächst — wie bisher — keinerlei Belastung.

Weiterhin hat sich die Vereinigung bereit erklärt, für je 40 Mitglieder den Bezug eines Stückes des „Mannus" zu übernehmen, der wissenschaftlichen Zeitschrift des Reichsbundes. Einzelbezieher, die der Vereinigung als Mitglieder angehören, werden auf diese Zahl angerechnet. Der Jahresbezug kostet RM. 16.—. Wenn uns der Reichsbund bei dieser Verpflichtung auch ein Entgegenkommen zugesichert hat, weil sie in der ersten Zeit schwer zu erfüllen ist, wollen wir uns doch bemühen, ihr gerecht zu werden. Wir bitten deshalb die Ortsgruppen und Einzelmitglieder, die dazu in der Lage sind, eine Bestellung hierher zu richten, und die bereits vorhandenen Bezieher des „Mannus", uns dies mitzuteilen.

Nachdem durch diesen Anschluß auch unser Wirken in dem größeren Rahmen wieder auf eine breitere Grundlage gestellt wurde, fordern wir unsere Mitglieder erneut zu getreuer Mitarbeit auf, damit die Bestrebungen, unser Volk durch Rückgewinnung seiner Vorgeschichte wieder wurzelfest zu machen, von Erfolg gekrönt werden.

Platz.